



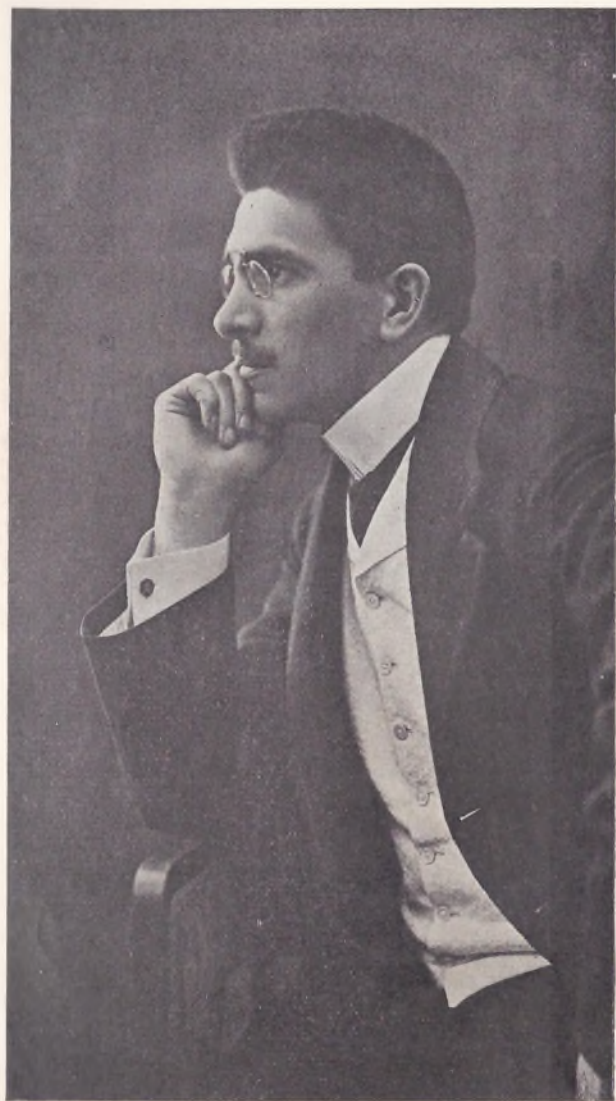
R.F. MAGJER
DORFGESCHICHTEN



200,00

12

Thurs. Aug. 12. 1892



Rudolf Franzin Magjer



N mala rde itny -

Dr. F. Morley

Dorfgeschichten

Mit Porträt des Autors nach einer Photographie von L. VARNAY in Osijek (Esseg).
Nach kroatischen Volksmotiven: Vignetten von D. RENARIC in Vukovar. Einband-
Zeichnung von R. BAČIĆ in Osijek (Esseg).

Autorisierte Übersetzung
aus dem Kroatischen von

MARIE HORVATH-PETHEÖ.



Sämtliche Rechte vorbehalten.

Dorfgeschichten

NOVELLEN UND SKIZZEN
VON
RUDOLFO FRANJIN MAGJER



1913/5.

ADRIA-VERLAG, WIEN-LEIPZIG-ZAGREB

Copyright 1912 by ADRIA-VERLAG, Vienna

SVEUČILIŠTE	
JOSIPA JURJA STROSSMAYERA	
U OSIJEKU	
GRADSKA I SVEUČILIŠNA KNJIŽNICA	
OSIJEK	
Broj inventara:	328.468
Signatura:	886.2-3

GRADSKA I SVEUČILIŠNA KNJIŽNICA
OSIJEK



871311631

Autori:

MAŠEJEK, Rudolfo Františ

Naslov:

Historiegeschichten

Mjesto, izdavač, godina:

Plzeň: Kvič. R. Borcic, 1913.

Primjerak:

1

Lokacija:

12

Cijena:

100,00

Series Q. N. Q. N.

Dorfgeschichten

NOVELLEN UND SKIZZEN
VON
RUDOLFO FRANJIN MAGJER



1913/5.

ADRIA-VERLAG, WIEN-LEIPZIG-ZAGREB

UNIVERSITY OF CHICAGO

R. F. MAGJER ist einer der jüngsten kroatischen Schriftsteller. Ungemein produktiv, hat er schon mehrere Hefte Dichtungen in Poesie und Prosa herausgegeben, die von schönem Erfolge begleitet waren.

Diese «Dorfgeschichten», welche in das Tschedische und Polnische übersetzt sind*), geben ein treues Bild des slavonischen Dorflebens, welches der in Esseg lebende Schriftsteller mit viel Liebe und Aufmerksamkeit studierte. Da sich R. F. Magjer in seiner literarischen Tätigkeit in schönster Entwicklung befindet, darf man von ihm noch manches Schöne erwarten.

MARIE HORVATH-PETHEÖ.

Vukowar, im Sommer 1912.

*) Jan Koch: »Obrázky ze slavonské vesnice« (tschechisch, Brünn 1911); Dr. Jan Magiera: »Z wieskiej zagrody« (polnisch, Krakau 1912).

DORFGESCHICHTEN



Enkel und Ahn.

Ein ödes, verlassenes Dorf . . .

Gelber Staub erfüllt die Luft und die Sohlen brennen von der Glut, wenn man über das Steinpflaster geht, welches sich bis zur letzten Hütte hinzieht. Alles ist stille, wie erstorben . . .

I.

— Also, es war einmal — —

— Wo war es, Großvater, wo?!

— Wirst es schon hören, also das war — begann Mitro Mitrović und hielt ein bißchen inne, um aufzuatmen. Dann sah er voll Wichtigkeit mit seinen farblosen Augen auf und — nur um die Neugier des kleinen Danilo noch mehr zu erregen — nickte er, ein, zwei Male mit dem Kopfe, indes er fortfuhr:

Mein Kind, das ist die Geschichte von dem Könige der Unterwelt, mit der Sternenkronen auf dem Haupte und der feurigen Fackel in der Hand. Ja, ja, . . . das war der König eines großen Reiches und hatte viele Schätze . . . Er hatte ein Haus, — was ist unsere Kirche dagegen, — was? Hundert solche und noch mehr waren sein eigen. Und erst die Umzäunung! Nicht Planken, nicht Rutengeflecht, — oh, nein, lauter Bretter mit Gold beschlagen, ja, gerade so. Also das war — —

Der kleine Danilo hörte anfangs so neugierig zu, so ruhig und aufmerksam, daß Stunden ver-

gehen konnten, ohne daß er sich auch nur regte auf jener wackeligen Eichenbank, die von vielem Sitzen schon ausgewetzt war und so glänzend, wie die Glasprismen, die an dem großen Lüster hingen, mitten in der Kirche.

Er verschlang jedes Wort, jeden Satz, jeden Laut, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken. Und der Großvater brummte nur so mit seiner rauhen und tiefen, alten Stimme, — in seiner Erzählung immer wiederholend, sein stetes: Also es war einmal . . . ja, es war — —

II.

Mitro Mitrović verbrachte seine letzten Tage bei seinem Sohne und war an das immerwährende Schimpfen und Schelten schon gewöhnt.

— Nun Alter . . . geh aus dem Wege . . . Was schlenderst Du da herum . . .

Anfangs verweinte er darüber ganze Stunden, rieb seine vom Weinen geröteten Augen und aß nichts. Sein grenzenloser Schmerz, seine unaufhaltsamen Tränen waren ihm Trost und Balsam zugleich. Er jammerte in seinem verrauchten Kämmerchen und kam nur im Notfalle heraus, nur wenn ihn die zischende Stimme der Schwiegertochter hervorlockte, damit er auf irgend etwas acht habe, oder wenn ihn der Klang der Glocke zur Morgenandacht rief. Er trat dann in einen Kirchenschemmel, neigte sich über das ganz von Wachskerzen vertropfte Eichenbrett und erst wenn der Meßner kam, um Mittag zu läuten, fuhr Mitro wie aus langem Traum empor und erinnerte sich: man muß doch heim in seine Kammer. Es war ihm leichter, von daheim, als aus der Kirche fortzugehen. Sein unsicherer Gang ward immer zögernder und je näher er seinem Hause kam, desto mehr säumte er, nur um je später die Schwelle zu betreten.

Die Einsamkeit und jener seltene Verkehr mit Menschen hatten ihn so verwandelt, daß er gar

nicht das Bedürfnis hatte nach Gesellschaft . . . er fühlte gar nicht den Wunsch, mit jemandem zu reden. Und wenn ihn zufällig jemand ansprach, so waren ihm die stets gleichen Fragen so widerlich, daß er gar nicht antwortete, sondern nur mit seinen verwunderten, glasigen Augen aufsaß, ärgerlich mit dem Kopfe nickte und ohne weiter auf etwas zu achten, schweigend weiter ging. So lebte er dahin und zwecklos verging sein Leben ohne einen heiteren Tag zu bringen. Er hatte sich so ganz in sich selbst zurückgezogen, daß es ihm um alles das nicht einmal leid tat . . . Durchaus nicht. Er sank in sich zusammen, war lebendig tot in dieser Welt und sprach oft zu sich selbst:

— Ach, Mitro, Mitro, . . bist müde geworden und ruhig wie der Stein dort am Wege, der von seinem Platze in die Wegfurche kollerte, dann vom Rade gewaltsam weitergeschleudert, nun so liegen blieb. Ja, bei Gott, ja, dir gehts ebenso Mitro, Mitro, was hast du vom Leben, da dir kein Funke Liebe ward, die du für deine alten Tage doch so sehr ersehntest . . . Da überkam ihn jene warme, schmerzliche Rührung, die auch das kälteste Herz erweicht und bewegt: er dachte an seinen Sohn . . . Siehe, auch er . . . wenn schon die anderen, aber er sollte nicht so sein. Wenigstens manchmal, — aber nein nie ein liebes Wort, nie ein Zeichen der Dankbarkeit, nie . . . sondern — und Mitro brach in Weinen aus.

So ging es Tag für Tag. Wie anders war das früher, da er noch stärker war und stets mit vollen Händen teilte.

Die Hausgenossen, allesamt, schoben ihn nun in seinen alten Tagen zur Seite, wie ein unbrauchbares Ding und kümmerten sich gar nicht mehr um ihn . . . selbst sein einziger Sohn Ado. Und wäre er nicht so zähe und fest gewesen, er wäre schon längst unterlegen . . . als er an fünfzig war, da ging es noch, nun aber war er über fünfundsechzig Jahre.

nicht das Bedürfnis hatte nach Gesellschaft . . . er fühlte gar nicht den Wunsch, mit jemandem zu reden. Und wenn ihn zufällig jemand ansprach, so waren ihm die stets gleichen Fragen so widerlich, daß er gar nicht antwortete, sondern nur mit seinen verwunderten, glasigen Augen auf sah, ärgerlich mit dem Kopfe nickte und ohne weiter auf etwas zu achten, schweigend weiter ging. So lebte er dahin und zwecklos verging sein Leben ohne einen heiteren Tag zu bringen. Er hatte sich so ganz in sich selbst zurückgezogen, daß es ihm um alles das nicht einmal leid tat . . . Durchaus nicht. Er sank in sich zusammen, war lebendig tot in dieser Welt und sprach oft zu sich selbst:

— Ach, Mitro, Mitro, . . bist müde geworden und ruhig wie der Stein dort am Wege, der von seinem Platze in die Wegfurche kollerte, dann vom Rade gewaltsam weitergeschleudert, nun so liegen blieb. Ja, bei Gott, ja, dir gehts ebenso Mitro, Mitro, was hast du vom Leben, da dir kein Funke Liebe ward, die du für deine alten Tage doch so sehr ersehntest . . . Da überkam ihn jene warme, schmerzliche Rührung, die auch das kälteste Herz erweicht und bewegt: er dachte an seinen Sohn . . . Siehe, auch er . . . wenn schon die anderen, aber er sollte nicht so sein. Wenigstens manchmal, — aber nein nie ein liebes Wort, nie ein Zeichen der Dankbarkeit, nie . . . sondern — und Mitro brach in Weinen aus.

So ging es Tag für Tag. Wie anders war das früher, da er noch stärker war und stets mit vollen Händen teilte.

Die Hausgenossen, allesamt, schoben ihn nun in seinen alten Tagen zur Seite, wie ein unbrauchbares Ding und kümmerten sich gar nicht mehr um ihn . . . selbst sein einziger Sohn Ado. Und wäre er nicht so zähe und fest gewesen, er wäre schon längst unterlegen . . . als er an fünfzig war, da ging es noch, nun aber war er über fünfundsechzig Jahre.

III.

So kam auch das sechsundsechzigste Jahr. Und gerade an seinem Geburtstage — diesen Tag hatte Mitro in seinem „Buch gottgefälliger Lieder“ verzeichnet — brach ein lichter Strahl in sein bisheriges Leben: sein Enkelchen — Danilo — kam zur Welt.

Mitro verlor fast den Verstand vor Freude. Es wollte ihm das durchaus nicht in den Kopf. Und indessen die Hausgenossen die freudige Nachricht einander zuflüsterten, rieb er sich die Hände, strich sein graues Haupt und wischte sich jetzt die Tränen aus den Augen, jetzt lächelte er und so halblaut vor sich hinlachend, bewegte er sich in seiner engen Kammer.

Mitro vergaß Alles, auch seinen Kummer und nach seiner ersten Aufregung dachte er nur an eines: was sein Sohn Ado tun, wie er ihm das morgens mitteilen werde. In dieser Erwartung vergingen ihm die Stunden nur langsam und er harrte ungeduldig des Morgens, um hingehen und sein Enkelchen begrüßen zu können.

— Vater, Vater, — oh, mein . . .

— Mein Sohn, schluchzte der alte Mitro, als er gegen fünf Uhr früh, gerade als das Ave geläutet wurde, seinen Sohn Ado erblickte.

Ein heller Lichtstrahl, — ein anderes, neues Leben brach von dem Tage an für Mitro Mitrović.

IV.

Die Tage vergingen und der kleine Danilo ward ein schöner, übermütiger, zweijähriger Knabe. Da es den Sommer über im Hause viel zu tun gab, so war er ganz der Sorgfalt des Großvaters überlassen. Er badete das Kind, fütterte, herzte es, lehrte ihn die ersten Schritte, die ersten Worte — Alles. Und das kleine Geschöpfchen ließ sich alle Sorgfalt gefallen und entfaltete sich dabei, schlank und schön, wie eine frische, volle Rose. Und als die Zeit kam, wo die Seele nach süßen

Märchen lechzt, da setzte sich Mitro neben seinen Danilo und begann:

— Also . . . es war einmal — —

Und wenn der Kleine müde vom Zuhören nickte und einschlief, da überdachte Mitro seine Vergangenheit und konnte nicht begreifen, wie dieses Engelchen in sein trauriges Leben kam und ihm neue Kraft in die Seele goß, ihm stilles Glück und tiefe Ruhe brachte. In solchen Augenblicken dachte er an sein Alter und wie viel er schon durchgemacht im Leben und nun es zu Ende geht, ward ihm, was er so heiß ersehnte, — innige, aufrichtige und selbstlose Liebe, die dieses unschuldige Kinderherz ihm entgegenbrachte. Und mit doppelter Liebe drückte Mitro den schlafenden Danilo an sich, küßte und herzte ihn immer wieder . . . immer wieder.

V.

So lange Danilo keinen anderen Wunsch hatte, als die Märchen und die Nähe des Großvaters, verging ihm der Tag schnell und sorglos. Sie gingen regelmäßig zur Kirche und wieder heim, saßen auf jener wackeligen Bank oder im Grase ihres Obstgartens; bei schlechtem Wetter weilten sie im Kämmerlein des Alten, wo der Kleine fast seine ganze Kindheit verbrachte.

Eines Tages wollte der kleine Danilo in die Nachbarschaft gehen, um zu spielen.

— Großvater, nur ein bischen.

— Nein, das ist kein Gespieler für Dich . . .

— Aber Großvater, — bat Danilo noch inniger. Mein lieber, einziger Großvater . . .

Das erweichte Mitros Herz.

— Nun gut; aber nur kurze Zeit.

— Nicht lange . . . und Danilo verschwand in der Nachbarschaft.

— Er soll gehen, soll sich unterhalten . . . dachte er.

Indessen war dieses „nicht lange“ schon längst vorüber und Danilo kam noch immer nicht

Märchen lechzt, da setzte sich Mitro neben seinen Danilo und begann:

— Also . . . es war einmal — —

Und wenn der Kleine müde vom Zuhören nickte und einschlief, da überdachte Mitro seine Vergangenheit und konnte nicht begreifen, wie dieses Engelchen in sein trauriges Leben kam und ihm neue Kraft in die Seele goß, ihm stilles Glück und tiefe Ruhe brachte. In solchen Augenblicken dachte er an sein Alter und wie viel er schon durchgemacht im Leben und nun es zu Ende geht, ward ihm, was er so heiß ersehnte, — innige, aufrichtige und selbstlose Liebe, die dieses unschuldige Kinderherz ihm entgegenbrachte. Und mit doppelter Liebe drückte Mitro den schlafenden Danilo an sich, küßte und herzte ihn immer wieder . . . immer wieder.

V.

So lange Danilo keinen anderen Wunsch hatte, als die Märchen und die Nähe des Großvaters, verging ihm der Tag schnell und sorglos. Sie gingen regelmäßig zur Kirche und wieder heim, saßen auf jener wackeligen Bank oder im Grase ihres Obstgartens; bei schlechtem Wetter weilten sie im Kämmerlein des Alten, wo der Kleine fast seine ganze Kindheit verbrachte.

Eines Tages wollte der kleine Danilo in die Nachbarschaft gehen, um zu spielen.

— Großvater, nur ein bißchen.

— Nein, das ist kein Gespiel für Dich . . .

— Aber Großvater, — bat Danilo noch inniger. Mein lieber, einziger Großvater . . .

Das erweichte Mitros Herz.

— Nun gut; aber nur kurze Zeit.

— Nicht lange . . . und Danilo verschwand in der Nachbarschaft.

— Er soll gehen, soll sich unterhalten . . . dachte er.

Indessen war dieses „nicht lange“ schon längst vorüber und Danilo kam noch immer nicht

... Jetzt könnt' er schon zurück sein. Wird sich verspielt haben — — —

Einige Tage später mußte Mitro den Kleinen selbst vom Spiele holen. Der Alte fuhr auf. Seine heiße Liebe verwandelte sich in solchen Augenblicken in Leid und Wehe und er schalt Danilo mit strengen Worten.

— Seht ihn doch ... was er sich erlaubt ... und du, Danilo, für den ich mein Leben lassen könnte ... so lohnst du deinem Großvater, Danilo ...

— Aber Großvater, mein lieber Großvater ... sprechen Sie nicht so ... mir tut das weh ... und das Kind weinte ganz zerknirscht.

Dann war wieder alles gut.

Solche Szenen wiederholten sich zwar öfters, denn Danilo war ein lebhafter Knabe und seine Jugend sehnte sich nach gleichaltrigen Gefährten, das störte aber Mitro's stille Zufriedenheit nicht. Nur wenn der kleine Danilo nach solchen Spielen zu erzählen begann, wie sein Kamerade, der kleine Petar, den höchsten Baum und das steilste Dach zu erklimmen wisse, oder wie ein anderer — Vidoje — die Karašica überschritt und am anderen Ufer des Müllers Kahn losband und herüberzog, da wurde er böse, zog die Brauen zusammen und schalt Danilo, daß er so etwas erzähle.

— Nein, das ist nicht schön; Kinder sollen bescheiden sein und nicht so herumtollen; sie sollen auf schöne Weise sich unterhalten und nicht nur so herumhetzen. Nein ... und der Alte wehrte mit der Hand, um zu zeigen, wie widerlich ihm das sei.

— Am besten ists, daheim bleiben.

— Ach, wer wird denn immer sitzen, das können Kinder nicht, — sagte Danilo darauf.

Mitro sah in dieser Antwort, die ihn unangenehm berührte, doch die volle Wahrheit. Er war überzeugt, daß, wenn Danilo auch noch ein Kind, es doch nicht recht sei zu verlangen, er

möge den ganzen Tag neben ihm hocken. Aber in der Brust, im Herzen . . .

Mitro tat es leid, daß auch andere, wer immer sie seien, Danilos Liebe besaßen, mit ihm teilten . . . Nein, nein, Danilo ist mein, nur mein . . .

VI.

So kam auch Danilos siebentes Jahr heran und der Tag, an dem er zum ersten Male zur Schule sollte; da wurde Mitro krank. Anfangs schleppte er sich vom Herde zur Bank, als aber sein Körper von wunden Geschwüren befallen wurde, verwehrte der Gemeindearzt jedem den Zutritt in seine Kammer. Das Essen und Trinken stellten sie ihm aufs Fenster und nur manchmal lugten die Hausgenossen oder sein Sohn durchs Fenster, um zu sehen, was er tat.

Den kleinen Danilo ließ man nicht in die Nähe, damit er nicht Gefahr laufe, von der schrecklichen Krankheit ergriffen zu werden.

Der Kleine ging schon einige Tage zur Schule, lernte aus Büchern, während Mitro durch die Krankheit immer mehr und mehr verfiel. Er war geduldig in seinem Leiden, aber die Einsamkeit . . . die tötete ihn. Und diese Stille, diese Langeweile

Die warmen Strahlen der Frühlingssonne lockten auch Mitro aus seiner Kammer. Volle acht Monate hatte er verlassen und einsam verbracht: heute hatte ihm der Arzt erlaubt, in den Garten zu gehen, da keine Gefahr mehr bestand bezüglich der Uebertragbarkeit seiner Krankheit.

Wer war glücklicher als er! Er hatte zwar auch gegen das ärztliche Verbot mit Ado und den Hausgenossen gesprochen und nach Danilo gefragt, aber mit ihm selbst konnte er kein Wörtchen sprechen. Er wußte wohl, warum sie ihn so hüteten, und gab ihnen auch vollauf recht, aber es tat ihm weh und er trug schwer daran.

Genau nach zehn Uhr kam Danilo. Die feierliche, schöne Ruhe des Frühlingstages durchbrach

möge den ganzen Tag neben ihm hocken. Aber in der Brust, im Herzen . . .

Mitro tat es leid, daß auch andere, wer immer sie seien, Danilos Liebe besaßen, mit ihm teilten . . . Nein, nein, Danilo ist mein, nur mein . . .

VI.

So kam auch Danilos siebentes Jahr heran und der Tag, an dem er zum ersten Male zur Schule sollte; da wurde Mitro krank. Anfangs schleppte er sich vom Herde zur Bank, als aber sein Körper von wunden Geschwüren befallen wurde, verwehrte der Gemeindearzt jedem den Zutritt in seine Kammer. Das Essen und Trinken stellten sie ihm aufs Fenster und nur manchmal lugten die Hausgenossen oder sein Sohn durchs Fenster, um zu sehen, was er tat.

Den kleinen Danilo ließ man nicht in die Nähe, damit er nicht Gefahr laufe, von der schrecklichen Krankheit ergriffen zu werden.

Der Kleine ging schon einige Tage zur Schule, lernte aus Büchern, während Mitro durch die Krankheit immer mehr und mehr verfiel. Er war geduldig in seinem Leiden, aber die Einsamkeit . . . die tötete ihn. Und diese Stille, diese Langeweile

Die warmen Strahlen der Frühlingssonne lockten auch Mitro aus seiner Kammer. Volle acht Monate hatte er verlassen und einsam verbracht: heute hatte ihm der Arzt erlaubt, in den Garten zu gehen, da keine Gefahr mehr bestand bezüglich der Uebertragbarkeit seiner Krankheit.

Wer war glücklicher als er! Er hatte zwar auch gegen das ärztliche Verbot mit Ado und den Hausgenossen gesprochen und nach Danilo gefragt, aber mit ihm selbst konnte er kein Wörtchen sprechen. Er wußte wohl, warum sie ihn so hüteten, und gab ihnen auch vollauf recht, aber es tat ihm weh und er trug schwer daran.

Genau nach zehn Uhr kam Danilo. Die feierliche, schöne Ruhe des Frühlingstages durchbrach

der freudige Aufschrei des Alten und das Schluchzen des kleinen Danilo. Schweigend lagen sie sich nach acht Monaten nun voll heißer Liebe in den Armen und schmiegt sich innig aneinander; erst nach zwei Uhr, nach langem Erzählen, ging Danilo vom Großvater weg und wieder zur Schule.

Als er nach vier Uhr wieder heim kam und allerlei zu erzählen begann, sah der Alte, schwach und blaß von der Krankheit, mit seinen trüben Augen verwundert darein und konnte es kaum glauben Es schien ihm, als wäre er ein Kind und Danilo ein erwachsener Mann, der im Leben viel Erfahrung gesammelt und ein reifer, ernster Mann geworden, dessen Worte Goldes wert sind. Als dann Danilo einige ernste Fragen an den Großvater stellte, aus seinem Lesebuche las und seine Aufgaben machte, — sah Mitro Mitrović deutlich, daß sich zwischen ihm und dem Enkel ein tiefer Abgrund aufgetan, der immer weiter wurde und den er nie und nimmermehr überbrücken könne.

— Nein, nein; das ist nicht mehr mein kleiner Danilo von einst . . . , nein, — flüsterte er kaum hörbar und eine schwere Träne rann über sein faltiges Antlitz.

Und die Hausgenossen sagten heimlich:

— Mit Mitro wirds bald aus sein . . . sehr bald.







Am Stoppelfelde.

Die Sonne brennt.

Die gelbe Lehmerde, sonst schwer und kalt, zerbarst querüber und zerbröckelt nun zu feinem Staub und die geborstene Oeffnung wird von Tag zu Tag immer weiter und tiefer.

Es ist ein heißer Julitag und die Schwüle zerstört Blätter und Blüten und der Mensch dehnt seine müden Glieder, auf denen es liegt, wie eine Last bedrückend, den letzten Tropfen Schweiß erpressend.

Und das Dorf, dieses kleine, von staubigen Kastanien- und Lindenbäumen umsäumte Dorf, ruht auf seiner Lehmscholle. Die Leute gehen fast gar nicht heraus aus ihren wackeligen Häuschen und verrauchten Kammern, sondern liegen oder sitzen in einer Ecke im tiefen Schatten und plaudern, sprechen über die diesjährige Ernte, indem der eine klagt, der andere Gott dankt.

„Du mein Gott, wer könnte uns denn befriedigen? Es gedieh, so viel wir brauchen. Gott sei Dank, es ist gut so, gäbe Gott, es käme nie schlechter, was wollt ihr mehr?“

„Freilich, so ist's.“

„Er hat recht.“

„Ganz recht“, fiel auch der Vierte ein und der alte Tadija blinzelte nur mit seinen schielenden grauen Augen und nickte, zufrieden mit sich und

sagte dir: Tu's nicht, unternimm nicht, was wir nicht verstehen, ja, ja, und was nicht für unseren Stand ist," und die Alte begann, wie gewöhnlich, ihm die Schuld an ihrer jetzigen Not vorzuwerfen. „Das war nichts für uns. Gewiß, und heute müßte es nicht so sein, durchaus nicht!“

II.

Saveta war aus dem angesehensten Hause im Dorfe. Die Freier kamen von allen Seiten und aus jedem Stande, aber sie wollte nur Tanasija.

„Nun, was wollt Ihr. Ich mag keinen andern, lieber in den Brunnen!“

Und sie lebten glücklich. Die Kinder waren schon erwachsen und heiratsfähig, da kam das Unglück, kam der Verfall.

Tanasija selbst erzählte oft: „Und dann... dann gingen einige unserer Leute nach Amerika und verkauften ihr Feld um einen Spottpreis. Geh, Tanasija, kauf' du das . . . , bekommst es billig . . . , boten sie an. Ich hatte Kinder und dachte, sie könnens brauchen . . aber woher das Geld — woher? — Damals lebte noch unser Vorstand — möge er nie Gottes Angesicht sehen... nie — und er sagte mir: Freund Tanasija, wenn du Geld brauchst, komm nur zu mir aufs Gemeindeamt. Kannst haben, wie viel du willst. Du bekommst es von der „Spargenossenschaft“ auf deinen Grund. Zu Interessen von sieben Prozent. Und das für fünf Jahre, dann kannst du prolongieren. Und so nahm ich auf meinen Grund — als sah ich heute — fünftausend Gulden... fünftausend! Das ist keine Kleinigkeit. Die Felder verteilte ich unter meinen Kindern und ließ sie auf sie übertragen und lebte dann eine Zeit wie der Vogel im Hanfsamen. Zwei Wochen später war die älteste Tochter verheiratet, meine zwei Söhne im Besitze der Felder . . . und ich, ich hatte fünftausend Gulden Schulden! Die Söhne verkauften ihre Felder und gingen nach Amerika. Dieses unglückselige Amerika! Sie gingen und — wie man uns sagte — das große

Meer verschlang sie. Meine Hoffnungen waren verloren. Oh, oh . . .“ Und dann fing Tanasija bitterlich zu weinen an und Saveta heulte mit, warf sich weinend auf die Knie und raufte ihr Haar.

„Und dann — in sechs Monaten beiläufig — mußte ich Zinsen zahlen und irgend einen Mitgliedsbeitrag oder so etwas, ferner Abzahlungs-raten — dabei hatte ich weder Geld, noch Kinder, noch Feld. Es kamen schlechte Jahre, große Teuerung — und die Gemeinde verlangte Steuern, Weidegebühr, Umlagen, Wegsteuer.“ Da begann erst sein rechtes Elend. Während andere erwarben, ihren Besitz erweiterten, konnte er von der Ernte kaum so viel zusammenbringen, um nur die Zinsen für jene Schulden befriedigen. „Es ging nicht von dieser Spanne Feld und nur die vier Hände . . ., es ging durchaus nicht,“ sprach Tanasija.

Es war voriges Jahr um diese Zeit. Sonntag war's. Die Leute krochen aus ihren Hütten und nach dem Segen kamen alle geradeaus vor das Haus des Tanasija und der Saveta. Der ganze Ort war da versammelt. Es entstand ein Gewühl und Gedränge. Immer einige und einige in Gruppen verhandelten.

„So weit mußte es nicht kommen. Das hätte nicht geschehen müssen. Mit ein wenig Verstand im Kopfe, nein, wirklich nicht.“

Und Andro Koprivanac riß seine hellen Augen auf und spitzte die Lippen.

„Freilich nicht, freilich“, meinten mehrere einstimmig und dann schwieg die ganze Gruppe.

Andro dachte ein bischen nach, dann begann er wieder zu reden. Er wußte, sein Wort, als das des Dorfoberhauptes, gelte mehr, als das anderer, darum überlegte er lange.

„Ja, so ists. — Und neben solchen Kindern mußte Tanasija zugrunde gehen.

„Er mußte — mußte . . .,“ kam die Bestätigung.

Meer verschlang sie. Meine Hoffnungen waren verloren. Oh, oh . . .“ Und dann fing Tanasija bitterlich zu weinen an und Saveta heulte mit, warf sich weinend auf die Knie und raufte ihr Haar.

„Und dann — in sechs Monaten beiläufig — mußte ich Zinsen zahlen und irgend einen Mitgliedsbeitrag oder so etwas, ferner Abzahlungsraten — dabei hatte ich weder Geld, noch Kinder, noch Feld. Es kamen schlechte Jahre, große Teuerung — und die Gemeinde verlangte Steuern, Weidegebühr, Umlagen, Wegsteuer.“ Da begann erst sein rechtes Elend. Während andere erwarben, ihren Besitz erweiterten, konnte er von der Ernte kaum so viel zusammenbringen, um nur die Zinsen für jene Schulden befriedigen. „Es ging nicht von dieser Spanne Feld und nur die vier Hände..., es ging durchaus nicht,“ sprach Tanasija.

Es war voriges Jahr um diese Zeit. Sonntag war's. Die Leute krochen aus ihren Hütten und nach dem Segen kamen alle geradeaus vor das Haus des Tanasija und der Saveta. Der ganze Ort war da versammelt. Es entstand ein Gewühl und Gedränge. Immer einige und einige in Gruppen verhandelten.

„So weit mußte es nicht kommen. Das hätte nicht geschehen müssen. Mit ein wenig Verstand im Kopfe, nein, wirklich nicht.“

Und Andro Koprivanac riß seine hellen Augen auf und spitzte die Lippen.

„Freilich nicht, freilich“, meinten mehrere einstimmig und dann schwieg die ganze Gruppe.

Andro dachte ein bischen nach, dann begann er wieder zu reden. Er wußte, sein Wort, als das des Dorfoberhauptes, gelte mehr, als das anderer, darum überlegte er lange.

„Ja, so ists. — Und neben solchen Kindern mußte Tanasija zugrunde gehen.

„Er mußte — mußte...,“ kam die Bestätigung.

„Und dann seine durstige Kehle,“ (dabei erhob er die Stimme), „die mußte ihn umbringen.“
„Umbringen... so ist's.“

„Der Branntwein, der Spiritus. Heute gibts keinen echten mehr wie früher. Joschko tauft ihn fünfmal, eh wir ihn trinken. Und dem Tanasija goß er gar die Hälfte Wasser hinzu, da er ohnehin schlecht bezahlte. Und jetzt auch — sagen sie — daß er einen Spiritusrausch habe und mit seiner Alten in der Kammer schnarche.“

„Er ahnt wohl nicht, daß die Herren kommen,“ mengte sich einer der Jüngeren ein, um auch etwas zu sagen.

Auch bei den Weibern ging es lebhaft zu.

„Hör, Muhme Anna...“

„Was?“

„Die Leute sagen, die Schuld betrage sechstausend Gulden — sechstausend.“

Die Muhme stemmte die Arme in die Seiten und diese dünnen, eingestemmtten Arme sahen aus wie Henkel eines weiten Topfes.

„Was für sechstausend — was ist denn das? Zehntausend... ja, ja; zehntausend und fünf Gulden sind sie der Sparkassa schuldig.“

„Und bei Joschko? Hm?“ meinte Muhme Anna wieder wichtig. „Was schulden sie dort für Spiritus und Brot?“

Da entstand eine Bewegung und der Lärm verstummte.

„Dort kommen die Herren, seht!“ Ruhe und gespannte Erwartung.

Da begann der Schreiber Simon zu lesen: „Laut Verordnung der löbl. königl. Bezirksbehörde unter Nummer ... vom ... 190... zugunsten der Kreditgenossenschaft in... usw. usw. — — und die Versteigerung begann. Außer dem stereotypen: Wer gibt mehr?... das erste Mal... zweite Mal... hörte man nur unterdrücktes Flüstern und Antworten.“

Noch an demselben Abend saßen Tanasija und

Saveta, betäubt vom Spiritus, von der Demütigung und Schande — dort am Ende der Dorfhutweide. Den nächsten Tag erbettelten sie sich's bei einstigen Freunden und Genossen, nachten zu dürfen und dann später gingen sie von Haus zu Haus; da bekamen sie ein Stückchen Brod, dort einige Heller, die alle für Spiritus aufgingen — es begann ein neues Leben.

*

Die Glut hatte nachgelassen. Die ersten dunkelroten Strahlen der Abenddämmerung sanken, als Saveta und Tanasiaja mit Joschko wegen der Nachlese handelten.

„Herr, gib doch wenigstens drei; was sind denn zwei Dezi für uns beide...“

— — — — —

„Erbarmen Sie sich, morgen bringen wir mehr,“ stammelte Saveta.

Als sie das Erhaltene ausgetrunken, wankten sie hinter die Gärten, um irgendwo zu übernachten. Fast halbtot vor Müdigkeit und Alter, konnten sie sich kaum fortbewegen auf der Wiese und gingen schweigend dahin. Nur langsam kamen sie vorwärts und verloren sich in dem Dunkel wie zwei schwarze Schatten.

*

Verträumt und milde brach der Julimorgen an. Meiner Gewohnheit gemäß war ich ins Freie gegangen um die reine, frische Luft zu genießen, die von Papuk und der Krndija herüber wehte.

Da in der Nacht ein heftiger Regenguß jeden Staub unterdrückte und die Gräben bis zum Rande mit Wasser füllte, tauchten die Gänse lustig in das trübe Gewässer und putzten ihr Gefieder mit dem Schnabel.

Dort hinter einem Garten hatten sich mehrere Bauern angesammelt und zogen irgend etwas aus dem Graben.

Ich schritt hinzu.

... Da lagen Tanasija und Saveta, mit entstellten Gesichtern, ganz schmutzig und kotig von der gelben Erde und dem Schlamme. Die Leute sprachen darüber hin und her, wie sie in diesen Graben gekommen seien und ertranken..., indeß der verträumte Morgen sich verdüsterte, plötzlich eine Menge Regenwolken daherzogen und gewaltiges Donnerrollen erscholl. — — — — —







Im Mondlicht.

Es ist liebliche Frühlingsnacht und die ersten Strahlen des Mondes brechen durch die Wolkenmassen...

In einem kleinen, engen Kämmerchen liegt auf niedrigem Lager, bis zum Halse fest zugedeckt, die schöne Ajkica. Das Antlitz ist ganz blaß und welk, die Lippen bläulich und schlaff. Sie hatte die Augen gewaltsam zum Schlafe geschlossen, sah aber nun in der Dunkelheit um sich. Die ersten Zeichen des Fiebers durchschauerten die matten Glieder, jene Kälte, die so leise daherschleicht und langsam durch den Körper zieht, verbreitete sich immer mehr und mehr.

Und draußen war's herrliche Frühlingsnacht. Die ländliche Stille durchbrach nur das laute Bellen der Hunde, der Ruf der Hähne und das langgezogene Atmen und Schnauben der Rinder, das die stille Luft durchzitterte und erfüllte, wie das Schwirren der Telegraphenstangen.

In der nächsten Kammer weinte ein altes Mütterchen. In den Unterkleidern saß es zusammengekauert am Bette und stützte sich auf dessen Rand.

Die Stille erregte und bewegte die ohnehin Ruhelose nur noch mehr und schluchzend horchte und horchte sie immer wieder: ob Ajkica sich im Bette rühre.

— Ob es ihr besser geworden? Soll ich zu ihr gehen? Soll ich — —?!

Dann dachte sie an die abendliche Szene und daß ihre Ajkica sie nicht im Zimmer haben wollte: sie machte eine verneinende Kopfbewegung und zog sich schluchzend unter die Federdecke. Die Wärme, die Müdigkeit und das Alter überwältigten die Greisin bald; immer schwächer und schwächer ward ihr Widerstand, bis endlich süße Mattigkeit sie umfaßte, so daß ihr die Augen zufielen und sie in dem Halbschlummer den Kopf hin und herbewegte, bis er dann zur Seite fiel zu süßem Schläfe, der ihr im Traume die Bilder der Jugend brachte, wie so oft in letzter Zeit . . . bis irgend ein rauher Laut sie weckte und wieder zum Alltag des Lebens zurückführte — — —

Es mochte um die elfte Stunde der Nacht sein.

Ajkica umfing ein Halbschlummer, doch blieb ihr der Schlaf ferne, wie von geheimnisvollen Händen abgehalten. Ihr Antlitz war rosig überhaucht und wie geistesabwesend sah sie und staunte über das schöne helle Licht, das ihre Kammer durchleuchtete und es schien ihr, als ob etwas rausche, summe, brause... Um diese unangenehme Stille zu beleben, kehrte sie sich mühsam um, nur damit das Bett sich bewege, in seinen Fugen ächze oder knarre. Sie wollte schon nach der Großmutter rufen, aber da gedachte sie ihrer Gewohnheiten . . ., besonders in letzter Zeit und des abendlichen Vorfalles und — das erhöhte ihre Fieberhitze — sie ward erregt und ärgerlich.

— Ich bin ihrer Faseleien schon müde..., nein — nein..., ich will sie nicht.

Sie schwieg eine Weile. Aber wieder rauschte etwas und über ihre Augen legte es sich, wie ein dichter Schleier. Sie wollte sie öffnen und kämpfte mit sich, aber dieses Rauschen und eine angenehme Müdigkeit überkam sie, der sie nicht widerstehen konnte, so sehr sie auch wollte... so sehr sie kämpfte — — —

— — — Der Mond — groß und voll und leuchtend, erschien in hellem Glanze über den Wolken am klaren Abendhimmel.

Sein rundes Antlitz lächelte und sandte die Menge blaßgoldiger Strahlen nieder — und diese schwirrten und fielen über die ganze Erde hernieder, über die Felder und blumigen Weiden...

Ajkica hatte dieses Rauschen und Schwirren der Luft sogleich erfaßt und wußte, es sei dies jenes zauberhafte Mondlicht, dessentwegen sie sich auch mit ihrer alten Muhme gezankt.

Jetzt tat es ihr leid, daß sie die Alte gerade heute von ihrem Bette gewiesen und ihr gesagt, sie brauche nicht bei ihr zu wachen und zu erzählen..., ja, wie der Mond, und — — — doch, siehe..., nun schaue und höre ich das alles. Oh, Gott, oh, — — die letzte Silbe sagte sie ganz leise, wie furchtsam.

— Wenn er mich nur nicht hört.... Ihr Staunen wuchs mehr und mehr, als sie alles das, was sie nur aus den Erzählungen der alten Baja kannte, nun in Wirklichkeit vor sich sah. Sie war ganz froh, daß sie allein war und allein alles das sah und hörte. In dieser Ungewißheit begann ihr Herz heftiger zu schlagen und ihre Brust wogte vor Erregung...

— — — Und der Mond verbreitete rings seine lichten Strahlen und die Stengel, Blüten und taufeuchten Blätter der zarten Feldblumen erzitterten..., das Rauschen wurde so laut, daß sich Ajkica erhob und um sich blickte. Sie konnte nicht genug staunen, als sie diese Blumen sah und — oh, Gott, oh, Gott — wie diese Blumen sich in schöne Mägdlein verwandelten, an denen weiße, seidene Gewänder knisterten und wogten und goldenes Haar flutete... Und als Ajkica nur eine Sekunde die Augen schloß und wieder öffnete: da war auf dem weiten Felde keine Blume mehr, sondern ein Feenreigen, der in der Luft dahinging, wie es die Menschen auf Erden zu tun pflegen...

Oh, Gott, oh, Gott..., rief sie immer wieder staunend aus und Schweiß bedeckte ihren Körper ... Freude und Angst zugleich überkamen Ajkica und heftige Sehnsucht erwachte in ihr:

— Oh, wäre ich auch dort ... Oh, gehörte ich auch zu ihnen...

— — — Der Reigen der Mädchen war bis zum Mond aufgestiegen und hatte sich dort niedergelassen und der Mond lächelte ihnen freundlich zu, indem er mit feierlicher, lauter Stimme sprach:

— Seid mir gegrüßt! Seid mir gegrüßt!

Die Elfenmädchen jauchzten auf und dann fragten sie, wie auf Verabredung, was die heutige Unterhaltung bilden solle.

— Was?! — Ich will euch von dem großen Geheimnisse erzählen...

— Wie wir hiehergekommen?! —

— Ja, ja..., wie ihr mir untertan geworden.

Ajkica verstummte vor Staunen und wagte keinen Finger zu rühren. In ihr erwachte nebst der Sehnsucht auch Neugierde..., große Neugierde.

— Und wie schön und vornehm der Mond doch sprach! Wie herrlich der Ton seiner Stimme! So abgerundet, weich, so klangvoll wie das Kirchenglöckchen während der Wandlung ... —

Da brach sie schnell ab, nur um je aufmerksamer jedes Wort des Mondes zu hören.

— — — Ja, ja... Oh, jene Abende! Täglich rief ich euch, aber ihr habt immer verschoben, waret unentschlossen. Und doch ist euer Leben nun viel, viel schöner, viel, viel angenehmer, als das der reichsten und höchststehenden Menschen dort auf der kleinen, unscheinbaren Erde, wo einzig die Blumen, — die schönen, bunten Blumen, sich ewiger Schönheit erfreuen, wie wir es tun. Oh, würden uns die Menschen verstehen, würden sie unsere Märchenwelt verstehen, — alle würden ihre Räume verlassen, ihre dumpfen Räume, die nur

ihr ohnehin kurzes Leben vergiften und verkürzen...

— „Die dumpfen Räume... verkürzen das ohnehin kurze Leben“ — so sprach er... gerade so. Und er hat recht, es ist volle Wahrheit... wirklich. Auch meine Kammer, auch hier.... Und Ajkica gewahrte unwillkürlich, — je mehr sie daran dachte, desto klarer wurde es ihr — daß ihre Kammer voll giftiger Dünste sei und wenn sie da nicht bald fortkäme, sie sterben müsse. Sterben! Das war ein schreckliches Wort für sie. Denn sie wollte noch leben, so wie jener Mädchenreigen dort, ach, so...

— — — Jetzt, da ich euch in eurer höchsten Schönheit sehe, sprach der Mond weiter, bin ich glücklich, und ich weiß, auch ihr seid glücklich: Bei Tag wunderschöne Blumen zu sein, und die Menschen nur abseits vorbeiziehen zu sehen und nachts meine Untertanen, die in himmlischen Höhen ein schönes Leben führen. Und dies wird währen durch alle Ewigkeit und nie, solange ihr meine treuen Untertanen seid, sollt ihr wissen, was Kummer, Schmerz und Leiden heißt..., damit ihr neue Gefährtinnen unserem Reigen zuführen könnt, sage ich euch: Nur wollen braucht eine reine Mädchenseele, und wenn der letzte Glockenschlag um Mitternacht vom Turme tönt und das Mädchen wäscht sich im Bache, über dem meine Lichtstrahlen zittern, — so ist ihr Wille sogleich erfüllt und zu schönerem Leben wird sie erwachen, als eure Angehörige — — —

— Nur wollen braucht man..., um Mitternacht..., das Antlitz waschen..., im Bache, beim Scheine des Mondes..., und dann..., oh, Gott! — und Ajkica erwachte. Sie bebte wie das Rohr im Wasser und Schweiß überströmte ihren schwächlichen Körper.

Nun frug sie sich, wie spät es wohl wäre und blickte um sich in ihrem Kämmerchen, das ganz erhellt und wie festlich aussah, so daß es

ihr viel traulicher erschien. Die Mondstrahlen durchzitterten und erhellten den Raum, Ajkica blickte einige Male auf und als sie gewährte, daß es erst halb zwölf sei und daß am Himmel noch immer jenes lächelnde Antlitz schwebe, das sie zu locken schien, — erhob sie sich vom Bette, warf schnell etwas Gewand über und öffnete das Fenster. Die feuchte, kalte Nachtluft strömte ihr voll entgegen, so daß Ajkica, krank und schwach, um nicht zu fallen, sich an das Fensterkreuz klammern mußte. Da gedachte sie ihres Vorhabens und ohne nur einen Moment zu zögern, schwang sie sich auf das Fensterbrett, ließ sich langsam niedergleiten und schlug den Weg quer über den Garten ein. Sie eilte vorwärts, immer um sich blickend, damit sie sich nicht verirre.

Da schlug es vom Kirchturme dreiviertel auf zwölf und dumpf erklangen die Schläge in der Stille.

Ajkica erbebte. Sie gedachte des weiten Weges bis zu dem nächsten Bache, der sich dort über der Straße am Waldesrande schlängelte und sie fühlte, wie die Kräfte sie verließen und ihr Körper fror in dem Gewande. Langsamer wurden ihre Schritte, sie stolperte und fiel. Nur schwer erhob sie sich mit zitternden Händen und mit wankenden Knien eilte sie über die Straße. Noch ein bischen und sie war am Bache, über welchem sie das ersehnte Zeichen gewahrte, — wie die Mondesstrahlen mit den leichten, schäumenden Wellen des Baches spielten. Sie jauchzte auf vor Freude und wollte mit doppelter Eile vorwärts, aber der Atem versagte, die Knie erschlafften. Schwere Ermüdung drückte ihren Körper nieder und sie fühlte Schmerzen und Stechen in der Brust — die Füße zitterten, wankten, konnten nicht weiter..., konnten nicht..., wenn sie sich niederwürfe, vielleicht könnte sie dann die Finger in die Wellen des Bächleins tauchen...

Da erschollen vom Turme vier laute Schläge:

bim — bim — bim — bim... — nur noch ein bisschen Zeit... nur ein bisschen. Jesus, hilf..., nur jetzt hilf mir!

Ajkica warf sich bebend nieder und schob sich mit den Händen vorwärts... Vom Kirchturme ertönten die lauten Schläge: bam, bam, bam..... und sie — grub die Finger immer wieder in den Schlamm und bewegte sich vorwärts, halbohnmächtig, nur von dem Wunsche beseelt, beide Hände in die schäumende Flut zu tauchen, in der sich die hellen, goldenen Mondesstrahlen spiegelten, um damit ihr Gesicht zu netzen.

Die Kirchenglocke tat noch die weiteren Schläge und ehe der letzte Ton verhallte, schwang sich Ajkica vorwärts und faßte das Wasser... Die dumpfen Glockenschläge und der Laut der bewegten Wellen klangen sonderbar zusammen, verhallten aber bald in der weichen Frühlingsnacht, über die der volle Mond so milde niederlächelte...

*

Am frühen Morgen, als Ajkicas Angehörige durcheinander rannten im Hause, lächelten zwei Bauern zufrieden vor sich hin.

— Das ist sie..., wer hätte das gedacht.

— Ja, daran trägt Bajas Erzählen die Schuld. Immer füllte sie damit dem Mädchen den Kopf und wer weiß, ob es nicht mondsüchtig war und der Mond zog es in den Bach.

— Sei es wie es will, komm, tragen wir sie nach Hause; und da es schon Gott so bestimmte, wird wenigstens für uns mehr abfallen und es gibt einen schönen Totenschmaus... Und so war es.







Binsen.

Seit Tunja Vialić sein bisheriges, einsames Leben aufgegeben und ein neues, geselliges begonnen hatte, verfiel er zusehends; gerade so wie ein alter Obstbaum, den der Gärtner willkürlich, da er schon halb vertrocknet, im Frühling anderswohin versetzt.

„Es war nicht für mich, das ist 's....“

Ein zwei Tage tat er schön, überschüttete sein Weib mit Liebenswürdigkeit, Lob und guten Worten, nur um diesem Geschöpfe angenehm zu sein, von dem ihn erst der Tod gewaltsam trennen wird.

Eine Woche später war er ganz anders. Stumm wie ein Stück Holz, sprach er kein Wort zu dem Weibe und zog sich ganz in sich selbst zurück. Morgens wälzte er sich lange im Bette, oft bis neun, dann stand er verdrießlich auf und zog sich an. Mit, von der schlaflosen Nacht, verschwommenen Augen und faul, als hätte ihn jemand durchgeprügelt, wand er die Riemen um seine roten Fußtücher, aber wie lange er sich auch herrichtete und anzog, es hing doch alles in größter Unordnung an ihm.

Anfangs verdroß ihn das so, daß man den lammfrommen Menschen nicht mehr erkannte, er begann zu fluchen und zu schimpfen. Nichts

war ihm heilig. Wenn er dann ruhiger ward und zu Verstand kam, schämte er sich zwar seiner Wildheit, aber jenes Gefühl von Widerlichkeit und Unbehagen hatte sich schon so bei ihm eingenistet, daß er bald wieder auffuhr; jede Kleinigkeit regte ihn auf und er brach in wilden Zorn aus.

Sein armes Weib, das im Hause des Tunja Vialić Wertschätzung zu finden hoffte und Ruhe für ihre alten Tage, — fand nur Elend und Fluch.

Er war ihr eigentlich noch nie grob gewesen, aber wie er sich selbst in seinem Grolle verzehrte, fluchte und schimpfte, und sein Schweigen, wenn sie ihn etwas fragte, — das quälte sie und sobald sie mit ihrer Arbeit fertig war, so hockte sie sich in eine Ecke nieder und weinte bitterlich.

Und hätten sich nicht andere eingemischt, wär es noch gut gegangen, aber die ruhten nicht — jede Kleinigkeit ward aufgebauscht und das Unglück nur noch vergrößert.

Jeden Augenblick kommt bald eine Muhme, bald ein Vetter und es wird darauf los geschwätzt und jedes endet mit demselben stereotypen Schlusse:

„Gott hat's gewollt... nun kannst du nur schweigen und leiden. Es wird schon besser werden es wird schon.“

„Es wird schon, aber wann? wann?!“

Und Tunja Vialić schwieg nur und nagte an seinem borstigen Barte.

*

So kam auch die Fastenzeit. Der Fasching war schnell vergangen und noch lag Schnee überall. Bei Tag taute er wohl auf, nachts aber fror er zu Stein, es ward wieder Winter.

Tunja Vialić war in diesen zwei Wochen um zwei Jahre gealtert.

„Er ist eben krank..... hat wohl die Schwind-sucht und vielleicht ist es auch Albdrücken.“

Er fand keinen Schlaf, nur schwere Träume quälten ihn und immer wieder mußte er an Ejica denken.

Bräutlich gekleidet, den Kranz im Haare, scheint es als ob sie ihm Vorwürfe machen würde, spricht sie zu ihm, ohne daß er sie versteht und in dem Halbschlummer verwirren sich die Bilder vor seinem Blicke, so daß er beim Erwachen sich durchaus kein klares Bild des Traumes machen kann. Es ärgert ihn das nur noch mehr. Und das unangenehmste dabei ist, der Kopf scheint ihm, groß wie ein Faß und darin brummt und sticht es

Tag für Tag, immer ärger wird es.

*

Ejica war nun schon dreißig Jahre — tot. Zu ihrer Lebenszeit war sie schön und frisch und jung gewesen wie ein Tautropfen, aber kalt wie Eis und scharf und schneidig wie der Stein, auf welchem der Italiener Janatta die ländlichen Messer schliff.

Und Tunja Vialić war übermütig — ein rechter Spitzbube. Er stichelte die Mädchen wo er nur konnte. Manchem war das ganz lieb, denn er war ein fescher Bursche, stark und fest, und schön wie ein Mädchen, dazu wohlhabend, der einzige Sohn, während die anderen Burschen nichtssagend und ungehobelt waren; die Mädchen mußten aber mit ihnen vorlieb nehmen, da Mutter und Vater wetterten:

„Halt dich an den, oder an den, sonst kommst du nicht unter die Haube.“ Und der Wille der Eltern ist bei der Heirat heiliger und wichtiger als alle kaiserlichen Gesetze. Und erst die Haube, die „Schamia“,*) dieser verlockende Kopfputz, der nicht einmal vor dem Kaiser abgenommen wird!“

„Der lockt die Mädchen wenn sie noch in Kinderschuhen stecken und in den Gräben herumhüpfen Der verlockt alle, dem zuliebe tun sie alles . . . alles.“

*) „Schamia“ ist ein Häubchen, das nur verheiratete Weiber tragen in Kroatien.

Ejica dachte anders. Nicht deshalb, weil sie vielleicht immer Mädchen bleiben wollte, sondern weil sie sich die Liebe schöner und heiliger dachte, als ihre Freundinnen es taten, die heute den und morgen jenen liebten und endlich den heiräteten, der das meiste hatte und zuerst kam. Damit war sie durchaus nicht einverstanden.

Sie war nachdenklicher Natur und nahm nicht so leicht, was sie fühlte. Und gerade das entfremdete sie den anderen Mädchen und die Burschen zögerten ihr mit Liebesanträgen zu nahen. Nur Tunja wagte es.

Was lag ihm denn auch an ein paar Seltworten, ja selbst ein paar Püffen von Mädchenhänden. Anfangs geht es eben nicht anders.

„Anfangs sind die Mädchen verschämt, dann werden sie böse und zuletzt... da werden sie weich wie Wachs. Man muß nur die richtige Zeit abwarten.“

Und Tunja zwinkerte pfiffig und begann wieder seine Neckereien, bis er zuletzt, wie ein Pascha, mit allen liebäugelte. Mit allen — aber nur eine, nur Ejica floh vor ihm...

„Warte, warte nur.... auch du wirst schon weicher werden.... Ich bin doch kein Wolf, der dich auffressen möchte, oder ein Drache.“

Da brachen Mädchen und Burschen in Spött und Lachen aus, nannten ihn einen Feigling, der Ejica nachlaufe, obwohl sie ihn gar nicht mochte, sondern verachtete.

Tunja fuhr auf. Beschimpfte Ejica vor den Burschen aufs gröblichste und beschloß ihr ins Angesicht dasselbe zu tun.

Als er sie danach zum ersten Male traf und sie überholen wollte, um sie aufzuhalten und zu verhindern den Brückensteg zu übersetzen, da blieb Ejica stehen. Ihr sonst so kaltes Antlitz bekam einen erregten Ausdruck, ihre Augen, diese schönen, schwarzen Augen blitzten auf und maßen ihn scharf.

„Na, daß du auch ein Räuber geworden bist, wußte ich nicht, nun aber sehe ich's. Schäme dich! In meinen Augen bist du von nun an — ein elender Wicht...

Nach diesem Vorfalle ging Tunja über einen Monat weder in Gesellschaft der Burschen, noch liebte er mit Mädchen oder besuchte welche abendlichen Zusammenkünfte, — gar nichts.

Er lebte zurückgezogen, arbeitete und rührte sich nicht vom Hause. Aber im Innern, — da kochte und loderte es. Jeder Nerv bebte und sein Blut wallte und brannte wie Feuer. Ihm war es, als müßte er den Verstand zu verlieren vor Sehnsucht, Ejica auch nur zu sehen und daß sie ihm verzeihe.

„Schau, Ejica . . . ich bitte dich . . . geh' . . . verzeihe . . .“

„Ich will nicht . . . ich kann nicht.“

Und Tunja sah ihr nach, wie der verlorene Sohn und während ein anderer sich ein Liedchen gepfiffen und die kleine Niederlage lächelnd beiseite geschoben hätte, kehrte er beschämt um, verkroch sich auf den Boden und weinte wie ein Kind . . . weinte lange, lange, bis er sein ganzes Leid ausgeweint hatte und ein angenehmes Ahnen und Hoffen ihm zuzuflüstern begann: „Laß nur, das wird sich schon noch ändern...“

Und das nächste Mal wieder:

„Schau . . . Ejica . . . ich bitte dich . . . geh' . . . verzeihe. Der Kummer bringt mich um.“

„Ich will nicht . . . ich kann jetzt noch nicht.“

„Noch nicht . . . noch nicht“ — so hatte sie gesagt. Und Tunja war außer sich vor Freude. Er war wie verwandelt, das ganze Leben schien ihm schöner. Noch öfter trat ihm das Bild der schönen Ejica vor die Seele, sein Herz überquoll . . . vor Liebe. Niemand war glücklicher als Tunja und als er sie zum dritten Male frug — da schloß sie nur ihre schönen, großen, schwarzen Augen und — er wußte selbst nicht wie es kam — er fühlte

wie ihre weiche Hand bebte, in seiner Hand zitterte — und etwas süßes durchströmte ihre Lippen und Herzen. —

Das war der schönste Moment seiner Jugendzeit und der glücklichste jenes Abends war es, als sie ihm leise mit weicher Stimme zuflüsterte:

„Tunja... du bist für mich nicht mehr Tunja, sondern Tunjica.“

„Siehst du, und sie nahm seine Hand und drückte sie an die linke Seite ihrer Brust — dieses Herz, dieses kleine Herz schlägt nur für dich... nur für dich. Und wird für dich schlagen, solange du bist und bleibst wie jetzt.“

Eine Woche später, als sie in der Kirche das erstemal verkündet wurden, fiel Ejica in eine schwere, langdauernde Krankheit. Die Leute sprachen viel darüber. Einige beschuldigten auch Tunja, da kam der Tod — und Tunja verlor seine geliebte Ejica, der er die Treue hielt bis zu seinem fünfzigsten Jahre. — — — —

Erst gefiel das den Leuten und sie gaben ihm recht, als er aber sein eigener Herr ward, überhäufte sie ihn mit Botschaften in dieses und jenes Dorf auf Brautschau zu kommen. Und das sei auch nicht gut und Gott würde dieses einsame Dahinleben strafen.

Freunde und Freundinnen hatte er eine Menge, aber es war ihm nicht viel daran gelegen, er blieb wie er gewesen zu Ejicas Lebenszeit.

Seine einzige Freude war, der Gedanke an Ejica und einige Kränze aus Binsen die seine Ejica mit eigener Hand gewunden und sich zur Mette damit geschmückt. Diese hütete er wie seinen Augapfel und steckte sie in die Balken über seinem Bette. Und wenn er seine Kammer ordnete und fegte, achtete er darauf sie nicht zu sehr zu bestauben; so hütete er diese Erinnerung bis in sein Alter... bis zu dem Tage als es den Freunden und Freundinnen gelang ihn umzustimmen und zu überreden.

„Sie haben auch recht. Das Alter naht und wohl auch die Hinfälligkeit. Und wer wird mich pflegen, wenn ich krank werde? Jeder wird nur für sich zusammenraffen wollen. Das wäre doch schade... sie haben recht. Das Weib ist klug, hat wie ich, auch viel erlebt; zusammen wird es uns ganz angenehm sein. Ja, ich tu's.“

Und so kam es, daß Tunja Vialiĉ, der einstige Tunjica, in seinen alten Tagen heiratete.

*

Als er heute erwachte, brummte es im Kopfe noch einmal so stark als gestern und es schien ihm auch als wäre sein Kopf noch einmal so groß, als das größte Faß. Im Antlitze war er grün wie eine Eidechse und die Augen waren gerötet und trübe. Um sich vor dem Erheben den ganzen Traum nochmals in Erinnerung zu bringen, schloß er die Augen, bedeckte das Antlitz mit den Händen und zog sich unter die Kissen.

Und er sah alles noch einmal. Ejica kam, weiß gekleidet, den Kranz im Haare und forderte ihn entschieden auf, alles zu lassen und ihr zu folgen. Sie reichte ihm auch die Hand, die kalt war wie Eis. Ein sonderbares Gefühl überkam ihn, eine Ohnmacht, er war wie wahnsinnig. Kaum fand er so viel Kraft seine Hand aus ihren eisigen Fingern zu reißen und weinend sprach er:

„Laß mich... laß mich; nein; ich will nicht... du — du bist kalt.“

„Kalt? Ich? Ich — deine Ejica?!... das sagst du mir — du“ — — — — —

Da stieß sie ihn, seiner Treulosigkeit wegen heftig von sich, faßte nach ihren Binsenkränzen:

„Da hast du's nun.... das ist mein Fluch“ und warf sie ihm ins Gesicht — dann verschwand sie spurlos.

Tunja Vialiĉ zitterte so heftig, daß ihm die Zähne aneinander schlugen und um sich endlich von der Wirklichkeit zu überzeugen, schob er die

Kissen zur Seite, nahm die Hände vom Antlitz und sah furchtsam um sich...

Das Tageslicht drang herein, die winterlich kalten, scharfen Sonnenstrahlen erfüllten das Zimmer und alle Möbel, am meisten das Bett, waren wirklich voll Späne und Staub und die Balken am Plafond leer und öde, nur hie und da starrte ein Nagel hervor, an dem die Kränze gehangen.

Nun war er vollkommen überzeugt, daß Ejica da gewesen und er verflucht sei bis zum Grabe...







Der alte Vanja.

Er ist nicht einmal so alt, der Kummer ließ ihn früher altern. Nur selten kommt er auf die Gasse oder geht er irgendwohin ein bisschen zu plaudern. Immer nur hockt und hockt er neben dem Herde und nickt, läßt die Perlen des Rosenkranzes durch die Finger gleiten, indes die blassen Lippen ein Gebet flüstern, oder er sinnt über die vergangenen, besseren Zeiten nach, sinnt und... sinnt. Es schmerzt ihn davon manchmal auch der Kopf, in dem es braust und siedet wie wenn das Wasser im Kessel brodelt, dort auf dem rußigen Dreifuß. Manchmal auch — und so ist's eigentlich zumeist — kauert er sich, wie ein nasser Spatz zusammen und rührt sich nicht — schweigt nur und schweigt. In solchen Augenblicken, wenn ihn die Hausgenossen schimpfen und schelten — für nichts und wieder nichts — beginnt er zu weinen, erstickt fast in seinen Tränen, schluchzt und stöhnt...

Oh, wie gerne würde er jemandem sein Leid klagen, seinen Kummer, auf daß es ihm leichter würde. Aber wem, — wem?! Die Seinen beobachten jede seiner Bewegungen, jeden Schritt. Er darf weder in den Speicher, noch in die Speisekammer oder den Stall — nirgends hin. Wenn es Mittag wird und Zeit zum Mittagessen, oder zum

Nachtmal, werfen sie ihm das Essen wie einem Hunde hin.

— Da hast Du auch... geh' und iß in Deinem Winkel...

Und während all die Hausgenossen beim gedeckten Tische sitzen und fröhlich plaudern, hockt er einsam in der Ofenecke und knuspert verdrossen sein Stückchen Brot. Er ißt nur, um zu essen.

Weder hat er Hunger, noch schmeckt ihm die Nahrung wie einst, da er selbst ein trockenes Stückchen Brot mit Lust und Behagen verzehrte. Was sie ihm reichen, geben sie ihm ungern, mit Widerwillen und gerade das tut dem alten Vanja so bitter wehe. Das schmerzt ihn so tief.

— Du mein Gott, Du mein Gott... sagte er zu sich selbst. Das also ist mein Dank und mein Lohn, der ich alles das mit eigenen Händen erworben. Als Kinder habe ich sie gewiegt und gab nach und nach jedem sein Teil und das ist nun mein Lohn in den alten Tagen? Du mein Gott. Du mein Gott..

So kam auch die schöne Frühlingszeit.

Eines Tages zu früher Morgenstunde kleidete sich Vanja an. Die Hausgenossen schnarchten noch in tiefem Schläfe in ihren Kammern, als er sich niedersetzte um seinen Rosenkranz zu beten.

Einige Male wiederholte er dieselben Worte und wie mit anderen Gedanken beschäftigt, verirrte er sich immer wieder, bis er, so zerstreut wie er war, das Beten aufgab.

Sonderbare Gedanken erfüllten ihn heute. Die ganze Nacht hatte er durchwacht und nachgedacht, was sonst nicht seine Gewohnheit war. Und geweint hatte er heftig, bitterlich...

Es tat ihm leid um dieses Haus, wo er das Licht der Welt erblickt, wo er seine Jugend verbracht; aber er hatte fest beschlossen es zu verlassen.

— Ich geh', geh' in die weite Welt... soweit mich meine beiden Augen führen. Du mein Gott, nun in den alten Tagen, doch was soll ich tun, ich

kann ihre Ungerechtigkeit nicht mehr ertragen... ich kann nicht. Es wird wohl mitleidige Menschen geben, so daß ich nicht vor Hunger umkomme. Man muß nur bitten... Und Vanja ward betrübt und weinte. Es ward ihm so schwer ums Herz, und noch nie im Leben. Er bemerkte gar nicht, daß die Hausgenossen auch schon aufgestanden waren, im Hause umhergingen und alle ihn so sonderbar und mit ungemein spöttischem Lächeln ansahen, indessen sie einander boshaft zuwinkten. Vanja sammelte aus verschiedenen Winkeln des Zimmers seine Lumpen, nahm seinen alten Tornister und langte eben nach irgend einem Socke, im Begriffe das Haus zu verlassen.

— Wohin denn, — hm?!

— Ich gehe.

„Wohin denn?!“ — frug wieder gedehnt eine junge, schwatzhafte Bäuerin.

Und während sich die neugierigen Hausgenossen um Vanja versammelten, stand er noch einige Augenblicke zögernd da, sah um sich und sagte mit Tränen in den Augen zum Abschied:

— „Lebt wohl! . . . Ich gehe . . . Ich kann nicht . . . ich kann nicht bleiben — —“

— „So gehe.“

— „Werden wir aber weinen . . .“ zischte eine andere boshafte Stimme. Vanja wollte das Herz zerspringen. Er überhörte ihre Fragen und Beleidigungen. Aber der Abschied von der Heimat — vom Vaterhause . . . Das tat weh, bitter weh.

Da sprang ein übermütiger fünfjähriger Knabe heran und auf den Alten zu.

— „Onkel Vanja, Onkel Vanja!“

Aber es schien, als hörte dieser nichts von der ganzen Welt, auch nicht dieses Kinderstimmchen.

— „Aber Onkel, lieber Onkel Vanja . . .“ Vanja blickte sich um. Der kleine Damjan faßte seine Hand.

— „Ich geh mit dir? Darf ich?“ frug er mit warmer Bitte in der Stimme. Der Alte stand betroffen. Das Herz zog sich ihm heftig zusammen, er erbehte.

— „Siehe doch,“ sprach er zu sich, „dieses Kind . . . Ja, ja; dies allein kommt mir freundlich entgegen und bietet mir seine Liebe und möchte mit mir gehen.“ Da fiel ihm sein Vorhaben wieder ein und Damjans Bitte.

— „Du kannst nicht mit, mein Kind. Ich geh' in die Welt.“

— In die Welt? Und allein, ohne Geld?! . . .“

Der Alte murmelte nur etwas wie in Verlegenheit und wischte sich heimlich einige schwere Tränen aus den Augen.

— „Ich geh, mein Kind . . . An fremde Türen will ich klopfen, da mich hier im Hause, wie du siehst, niemand leidet, niemand gerne hat . . .“

— „Aber ich — Onkel Vanja, — ich — ich hab dich — lieb“ — — und der kleine Damjan umfaßte mit beiden Händen seine Knie und begann krampfhaft zu schluchzen: „Bleibe, geh' nicht — fort — geh' nicht — oder — ich — ich geh' — auch — mit — dir — —“

Und der Alte blieb wieder im Hause. „Dies Ereignis“ — so sagt er — „sei seine liebste Erinnerung,“ denn diese Nacht schlief er ruhig und friedlich, und nächsten Tages begann er alles leichter zu tragen — begann ein neues Leben.

Er war ganz verjüngt . . .







Auf dem Meierhofe.

„Marsch! Hinaus! Hast du verstanden? Nur heute noch magst du bleiben, morgen aber schau, daß du fortkommst . . . nicht einen Augenblick länger!“

Seit diesem Moment war er nichts mehr — und vor kurzem noch Meierhofsaufseher.

Gesenkten Kopfes wankte er nach Hause, um es mitzuteilen, aber dann . . . was dann? Dieses Sausen und Brummen im Kopfe zerriß noch mehr sein altes Gehirn, und sein durchfurchtes Gesicht bedeckte kalter Schweiß vor innerer Qual.

Denselben Abend verabschiedete sich von seiner Tochter der stattliche junge Aljo.

„Gena . . .“

Die warme, monddurchleuchtete Nacht breitete sich über die Linden und die blassen Strahlen zitterten durch die Baumkronen, die wie eine Reihe Mützen stille da standen — und die blassen Strahlen zitterten darüber hin . . .

Das volle, starke, blonde Mädchen bemerkte gar nicht seine zitternde Stimme voll unterdrückter Sehnsucht und Wärme. Sie sah hinaus in die Ferne der geheimnisvollen Nacht.

„Gena . . .“ flüsterte Aljo wieder.

Sie fuhr zusammen. Es fiel ihr ein, was dieser Ausruf bedeute. Ein Tränenstrom flutete aus ihren

Augen — halberstickte Laute drangen aus ihrer Kehle und drohten ihr die Brust zu sprengen, aber sie sagte kein Wort . . . kein einziges Wort. Als sie dann aber so schweigend zu Bette ging, begann sie zu bereuen, daß sie ihm nicht ihr Herz entdeckte, daß sie ihm nicht gesagt, wie ihr Vater doch gar nichts Unerlaubtes getan, sondern nur das, was er seinem Gewissen nach tun mußte. Was täte denn Aljo, wenn er sieben unversorgte Kinder hätte und er der Familie helfen mußte — —

Auf seinem Lager wandte sich Aljo Andrijić bis spät in die Nacht ruhelos umher.

Er war kein weichherziger, zarter Mensch, der gleich beim ersten Windhauche zusammenbrach und Jammer und Klagen anstimmte. Aber Gena, oder . . . er wußte selbst nicht, was es war, doch seit heute ist er verwandelt. Als er ihr Antlitz sah, diese Tränen, da war es, als berste in ihm alles . . . alles.

Sonst war Aljo bei der Liebelei fröhlicher, besonders mit Gena, zu der er in wahrer Liebe entbrannt war. Und wenn etwas an der Sache gewesen wäre, so aber . . . Die Frucht der Herrschaft war beizeiten geschnitten und ordentlich in Garben gebunden worden, Arbeit gab es keine, da die Dreschmaschine noch nicht angelangt war. Andere aber wollten ernten, hatten jedoch keine um etwas zu verdienen, ging darum diese Zeit über anderswohin in den Taglohn. Der herrschaftliche Ispan oder Adjunkt — hörte das und nun . . .

Und Gena war ihm so ans Herz gewachsen. Sie liebten einander seit frühester Jugend und Aljo wandte sich noch mehr hin und her und zog sich noch mehr zusammen. Ein ganz besonderer Zorn tobte und kochte in ihm. Das sonst lächelnde Gesicht wurde mürrisch und finster und der Aerger brach immer stärker hervor drang in jeden Nerv und jedes Bein.

Nächsten Morgen trat er mit der offenbaren Absicht an die Arbeit, jemanden anfallen und seinen Zorn auslassen zu können.

Da kam der Ispan.

„Nun, sind sie fort?“

„Ja.“

„Höre, mein Sohn . . .“

„Bitte gehorsamst!“

„Du bist ein braver Bursche . . . Ja, sei du für eine Zeit Aufseher. Gib aber acht! Zuerst: Schläge, fünf Gulden Strafe und dann —“ hier machte der Stellvertreter der Herrschaft eine bezeichnende Fußbewegung — „dann hinaus! Hast du verstanden?“

„Bitte gehorsamst!“

Aljo wars, als müßte er aus der Haut heraus. Er riß die Augen auf und erbehte am ganzen Körper vor ungeahntem Glücke.

Eine halbe Stunde später schlug er einen Diener halbtot, weil er ihm auf die glänzenden Stiefel getreten und sie beschmutzt hatte. Dann ging er geradeaus in das nächste Dorf. Vor dem Hause des Dorfrichters blieb er einen Moment in leichter Verlegenheit stehen, dann trat er geradewegs vor den Hausherrn hin.

„Gelobt sei Gott, Vetter Marjan . . .“

„In Ewigkeit Amen.“

„Ich kam zu Ihnen, um . . .“

„Wie, mein Sohn — wie?!“

„Ich kam . . . ich bin Aufseher geworden . . .“

„Aufseher?!“

„Ich bin Aufseher geworden und . . . ich brauche eine Hausfrau . . ., da dachte ich an Ihre — — ich möchte gerne aus besserem Hause . . .“

„Nun wohl, da hast du die Hand . . .“

Und Aljo trank sogleich den bei dieser Gelegenheit üblichen Schnaps.

*

Einige Tage später führte er sein rechtmäßiges Weib heim — — — — —

Und dort in einer anderen Gemeinde hockten neun Menschen um einen Herd. Indeß die kleinen Kinder auf der geflochtenen Matte sorglos umhertrippelten und der alte Vater hüstelte und immer wieder durch Tränen fragte: „Was fangen wir an? Was? Wohin —“ Dieweil seufzte Gena heimlich und hoffnungsfroh auf:

„Vater, Mutter, sorgt euch nicht . . . Aljo wird kommen — ich kenne ihn bis in die Seele — er wird uns schon helfen. Er ist so gut . . . er kommt schon bald.“







Ein grüner Zweig.

Wie wenn man einen Faden abreißt, so plötzlich ward Mitras Sohn, in seiner kaum erwachten Jugend, ernst wie ein Mann, schweigsam wie ein Stein; sprach zu niemandem ein Wort.

Wenn Mitra wetterte:

„Da, Bojica, trag das“ — er trug es.

„Da, Bojica, tu dieses“ — er tat es.

Und während das Vaterherz des alten Mitra zerspringen wollte vor Zorn und Schmerz, blieb Bojica kühl wie Eis und still wie die Wand; er ging seinen Weg tat seine Arbeit und man hörte nur hinter ihm her das lässige Nachschleifen seiner Bundschuhe.

Und so verging Tag um Tag, Woche um Woche, Jahr um Jahr und Bojica wuchs kerzengerade in die Höhe, das Antlitz frisch wie eine Rose, über den vollen Lippen ein samtweiches, schwarzes Schnurbärtchen . . .

„Ein Jüngling; hätte er nur nicht diese unselige Natur. Die, ja, die wird mich und ihn ins Unglück stürzen gewiß. Mitra hatte alle Hoffnung verloren. Er unterließ auch die bisherigen Sticheleien und begann sich an sein Schicksal zu gewöhnen. Er fühlte, daß ihn dieser Schmerz und Aerger aufzehrte und daß er hernach wie gebrochen sei, darum schwieg er, wenn auch ungern und gezwungen. Hätte er wenigstens vor jemandem sein Herz ausschütten können, es wäre ihm leicht-

ter geworden. Er hätte seinen Kummer leichter getragen und die Zeit wäre schneller vergangen. So aber, in seine Einsamkeit, konnte er nur seinem Sohne bei der Arbeit helfen und damit sein Herz erleichtern.

Es war darum auch nicht zu verwundern, daß er, fragte ihn jemand wie es ihm gehe, nicht einmal grüßte, sondern nur geradeheraus aufschluchzte und weinte.

„Ein Unglück ist's, ein großes Unglück und es wird täglich ärger, schlechter und keine Hilfe. Und mein Sohn Bojica. Ja, er . . . da machte der Alte eine hoffnungslose Handbewegung und verstummte.“

Er sprach gar nicht vom Sohne. Darüber war jeder im Klaren, der den alten Mitra kannte.

„Und wie gut er's haben könnte; wie gut. Leben könnte er wie der Vogel im Hanfsamen — er und der Alte — und auch die junge Bäuerin. So aber schade, wirklich schade. Der Alte wird einmal die Augen schließen, der Junge einsam altern und nach seinem Tode wird's lachende Erben geben; so wird's sein. Ihr werdet es ja sehen . . . ja, ja“ —

Der Morgen brach an; ein schöner, winterlicher Faschingsmorgen. Die Geleise der Straße waren festgefroren, hart wie Eisen; auf der Straße wurde ins Horn geblasen.

„Bojica, hörst du“ — laß' das Vieh hinaus.
Keine Antwort.

Der Alte rief lauter.

„Bojica, hörst du“ — laß' das Vieh hinaus,
eile Dich.

Auch diesmal keine Antwort, so ging der Alte selbst die Tiere herauszulassen, damit sie nicht den ganzen Tag im Stalle blieben.

Dann schritt er sogleich auf Bojcas Kammer zu. Aber er war auch da nicht. Das Bett war zwar zur Nacht bereitet, man sah er hatte es

benützt. Doch von ihm keine Spur. Der Alte erschrak.

„Ob er nicht auf schlechte Wege geraten? Ob er nicht fort ging? Weh' mir. Und Mitra beschlichen allerlei dunkle Ahnungen. Vergebens bemühte er sich die Ursache von des Sohnes Abwesenheit zu erklären. Das war noch nie vorgekommen. Es ist dies das erstemal im Leben. Dieser Gedanke beunruhigte ihn noch mehr und er beschloß — er muß ja, er ist ja der Vater, — jemanden der Nachbarn zu fragen, ob sie seinen Sohn gesehen. Noch stand er in Gedanken versunken, da trat Bojica durch die Türe. Die schlaflos verbrachte Nacht sah man ihm zwar an den Augen an, sonst war er ganz unverändert. Er kam gar nicht dazu, den Vater, wie gewöhnlich zu begrüßen, der Alte fragte sogleich:

„Wo warst du denn?“

Bojica aber stand neben dem Vater, sah ihm einen Augenblick in die Augen, dann blickte er zur Erde und blieb stumm.

„Wo warst du gewesen, wo denn, sprich?!“
Bojica schwieg... der alte Bojica.

„Richte den Stall her.“

Der Sohn ging an die Arbeit. Der Alte in die Küche. Er wollte denken. Aber im Kopfe brauste es ihm so, daß er selbst nicht wußte, was um ihn und in seinem Hause vorging.

Den nächsten Morgen spielte sich dieselbe Szene ab und am dritten Morgen, kaum nach Tagesanbruch klopfte Bojica an des Vaters Türe.

„Wer ist's?!“

„Ich.“

„Du bist's, Bojica,“ der Alte öffnete und verlegen trat der Sohn herein. Er blieb an der Türe stehen, nagte bald rechts, bald links an der Lippe und suchte nach Worten.

„Ich kam um Dich zu bitten“... Mitra erstarrte, Als er die Türe nach sich geschlossen,

setzte er sich nur in den Unterhosen aufs Bett, warf die Decke über die Füße und faltete die Hände — und so war er geblieben ohne sich zu regen. Der Atem war ihm stehen geblieben und das Herz drohte zu zerspringen.

Glut, eine heiße Glut überflog sein Antlitz.

Der Sohn schien ein bischen freier geworden und atmete auf.

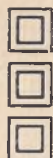
„Ich kam zu bitten um Deine Einwilligung und Deinen Segen . . .“

„Sohn! Bojica! keiner fand mehr ein Wort weiter . . . Der Vater hatte den Sohn umschlungen und netzte ihn mit seinen Tränen, und Seele sprach zu Seele lange, — lange . . .“

Noch an demselben Tage zog der alte Mitra seinen besten Anzug an und ging als Brautwerber für seinen Sohn. Federleicht ging er dahin und ganz verjüngt schien er . . . Wie ein grüner Zweig.







Kinder.

„Wart' nur . . . , dir wird's der Lehrer schon geben . . . , wart' nur.“ — — —

Und Bojan, wenn sein Vater also darauf los wettete, zitterte nur immer schneller mit den schwarzen Augenbrauen, bis er endlich in jämmerliches Weinen ausbrach . . . , er erstickte förmlich in seinen Tränen.

Bei Boja war es ebenso. Immer und immer wieder wurde die stereotype Drohung wiederholt:

„Dort wirst du's schon lernen — dort. Windelweich wirst du werden, bis du ihm nur unter die Hände kommst . . . , wart' nur!“

*

Der Zufall fügte es, daß beide in dieselbe Bank kamen. Was es heißt, ruhig und manierlich dazusitzen, wußten sie zwar nicht, und auch nicht, was Disziplin heißt. Bojan fand sofort, wie auch die anderen Knaben, daß es in der Schule viel, viel schöner sei, als daheim, und Boja, von Natur stiller und ruhiger, staunte ob des Lehrers Güte. Bisher waren sie vom Gegenteil überzeugt gewesen, von nun an aber . . .

„Der Mensch ist ganz anders.“

„Freilich . . . , ja . . .“, bestätigte Bojan und um seinen Uebermut zu beweisen, sprang er auf die Bank, und das Ende des Liedes war — des Beispiels wegen: Der Herr Lehrer gab dem Bojan

eine Rüge und er mußte nachsitzen bis zwölf Uhr. Zwei Stunden länger, das ist für so einen Kleinen mehr als zwei Schaltjahre.

*

Die Schulstunde war zu Ende. Heiterkeit und Uebermut herrschten in der Schule und lustig bereiteten sich die Kinder zum Heimweg. Alle — nur Bojan drückte sich in die Bank, zog die Stirne kraus, und Trotz und wilder Schmerz über die Beschämung und Herabsetzung seiner Strafe wegen bedrückten seine junge Brust.

Alle stellten sich in die Reihe und sollten den Schulraum verlassen. Boja zögerte. Noch einmal lief sie zurück, sah durch die offene Schultüre nach Bojan, dann schrie sie auf und fing bitterlich zu weinen an.

„Jo — ooo — j . . . jo — oo — j — —“

„Was gibt's, mein Kind? Was, um Gotteswillen?! Du bist ja ein gutes Mädchen — was gibts denn? . . .“

Aber Boja schüttelte sich nur vor Schluchzen.

„Mir tut's . . . leid . . . um Bojan . . ., ich möcht' . . . auch mit ihm . . . in . . . in den Arrest — —“

Ich küßte dies Engelchen und bedauerte in dem Augenblicke, nicht selbst noch Kind zu sein — jener bestrafte Bojan.

Oh, selige Kinderzeit!







Wenn man liebt. . .

I.

Es war Heuernte.

Tuna fuhr lässig mit dem langen Rechen daher und verschüttete mehr, als er mit den hölzernen Gabeln auffaßte.

Die Sonne neigte schon zum Untergange und man mußte eilen, die Schober zu vollenden.

„Die Schober — — ja, die Schober . . .“ und Tuna schien es, als wären sie nicht so schön, wie im vorigen Jahre. Nein, nein . . . Wer hat denn je gesehen, so viel auf einmal aufeinanderzuhäufen und noch dazu so eckig? . . . Er seufzte.

Dort jenseits der Karašitza ging es lustig zu.

Die Wiese des Grundbesitzers Koja Kowačević, die sogenannte „Zigeunerwiese“, breitete sich wie ein unübersehbarer grüner, von bunten Feldblumen durchwebter Teppich aus und die Karašica schien sie mit ihren klaren Wellen zu liebkosen. Der betäubende Lärm der übermütigen, jungen Weiber und verschämten Mädchen, das Scharren der Rechen über die Schollen beim Aufklauben des Heues wurde immer lauter. Es wurde nur stiller, wenn sie manchmal zu einem „wichtigen“ Gespräch zusammentraten.

Um in der Arbeit nicht gerade zurückzubleiben, griff Tuna schneller zu und faßte

schneller auf. Bald hatte er die anderen überholt, da kam auch der Wagen heran.

Er war tief in Gedanken versunken, stumm wie ein Stein und das Herz war ihm schwer zum Zerspringen, als müßte ihm die entblößte Brust davon zerreißen. Um den Schmerz des bedrückten Herzens zu verbergen, nickte er mit dem Kopfe, als wäre er mit den heurigen Schobern nicht zufrieden .

„Nein; es ist nicht so wie voriges Jahr . . . nein“ seufzte er laut auf, nur um sein schweres Herz zu erleichtern.

Hätte ihm jemand gefragt, warum — er wäre um die Antwort verlegen gewesen

Er schwieg auch weiter und ballte die Faust. Warum? — Das frug er sich nie, auch heute nicht. Nun aber fühlte er, daß er nicht länger schweigen konnte.

„Mögen sie sagen, was sie wollen . . . , hol' sie der Kuckuck . . . So gar niemand im Hause bin ich denn doch nicht.“

„Ich will's auch dem Alten in's Gesicht sagen . . . bei Gott, ja . . . und möge gleich alles aus sein. Meinetwegen! Je cher, desto besser. Länger warten kann und will ich nicht mehr! Sie sollen wissen, wie weh es hier tut . . .“ und halb unbewußt griff Tuna mit der Hand nach dem Herzen. „Wie weh es hier tut . . . , ich fühle, wie hier etwas brennt und lodert . . .“

„Was gibts, Tuna . . .“ riefen zu gleicher Zeit zwei plauderhafte Weiber.

„Suchst du da — —“

„Dieses dein — —“

„Täubchen Angja?! . . .“

Tuna streifte schweigend eine und die andere mit dem Blicke.

„Nun, Tuna . . .“

„Wo ist denn Angja?!“

Als sie sahen, daß er sich ärgerte, wurden sie noch übermütiger.

„Wie schön ist dieser Schober . . .“

„Schöner als voriges Jahr . . .“

„Schweigt doch! . . . Eure Zunge soll . . . Gott gäbe es . . . Was?! . . . Schöner? . . . Nein . . . und Tuna konnte in seinem Zorne nicht all' den Schimpf über sie ergießen, wie er wollte, sondern schlug mit dem Rechen auf den Boden, so, daß alle Zähne herausfielen und der Stiel knallend entzweibrach.

Einen Augenblick später tat es ihm leid, daß er so getan. Es bedrückte ihn, so gegen alle Satzungen unschön gehandelt zu haben. Freilich waren die Weiber auch daran schuld. Und Tuna zog sich, bis in die Seele erregt und von der Arbeit ermüdet, an das Ufer der Karašica zurück, damit ihn die übermütige Jugend nicht noch mehr versuche.

Aufgeregt wie er die letzte Zeit war, behagte ihm die Einsamkeit; behagte ihm um so mehr, als in dem ganzen Kreise, die nicht war, nach welcher er sich sehnte. Er wußte wohl, daß sie ihn verlachten und verspotteten, wo sie nur konnten.

Das schmerzte ihn . . .

„Freilich . . . Davon darf ich nichts erwähnen . . . kreuzigen würden sie mich. Was tat sie ihnen denn — dieses, mein liebes Schätzchen, Angja, die wohl noch keiner Fliege etwas zuleide getan. Warum sie nur so über sie herfallen? Ach! Das . . . nein . . . ich kann nicht mehr, nein . . .“ Und Tuna kam wieder in Zorn. Die Halsadern schwellen ihm an und das erregte Blut begann zu flammen und zu brennen wie Feuer. Die Brust drohte zu zerspringen und die blutunterlaufenen Augen blitzten.

„Oh, Angja . . . Angja . . .“

Tuna kämpfte noch eine Weile mit seiner Erregung, als aber die Wagen und die Arbeiter heimwärts zogen, ging auch er ihnen nach.

Immer näher kam er dem Dorfe mit schweren, müden Schritten. Er dachte über den heutigen Tag nach, über die Arbeit, über sich selbst, immerfort Angjas gedenkend, bedauerte er unendlich, daß der heutige Tag nicht so gewesen, wie jener im vorigen Jahre.

Und die Schober . . . , die quälten ihn und gemahnten ihn am meisten an Angja.

„Wäre sie dabei gewesen, wären sie schöner geworden . . . , bei meiner Seele, ja. So aber . . .“ Schmerzlich gedachte er der boshaften Weiber, wie sie spottend Angja erwähnten und die Schober . . .

II.

Tunas Vater, Kojas, der Altvorsteher der reichsten Hausgenossenschaft, hielt im vorigen Jahre gerade um diese Zeit Heuernte. Es gab wohl genug Handlanger, aber er wollte sich splendid zeigen und sagte zu seinen Hausgenossen: „Leute, morgen heißt's früh anfangen . . . Es heißt die Aermel aufstrecken und in aller Frühe aufbrechen. Jedenfalls. Und dann, meinerwegen . . . sie ist ohnehin arm, soll sich etwas verdienen. S' wird eine Wohltat sein, ja . . .“

„Geh, Tuna, rufe — Adams Angja in den Taglohn. Rufe sie, damit sie uns helfe. Sie soll auch einmal einen guten Tag haben.“

Tunas Herz lachte. Er sah Angja gerne — sie aber keinen, am wenigsten ihn — den Besitzerssohn.

Einmal hatte er voll Verwirrung offen und herzlich gesagt: „Angja . . . , sei nicht so . . . , siehst du, ich will nur dich . . . , nur du bist mir lieb . . . Angja . . .“

„Ich glaube es nicht — ich kann nicht. Du bist reich, ich aber arm. Das kann und wird nie sein . . . Nein, nein . . .“, wehrte Angja ganz gegen ihr Gefühl.

Sie staunte nicht wenig, als man sie für den morgigen Tag zur Aushilfe rief. Das hatte sie ganz überrascht, aber im ersten Augenblick auch erfreut.

Tuna selbst war um sie gekommen!

Den nächsten Morgen, als sie gehen sollte, begann sie zu zögern. Sie gedachte der ersten Begegnung und dann seiner Familie und schon beschloß sie, nicht zu gehen. Aber es meldete sich wieder eine andere heimliche Stimme, die ihr sagte: „Geh', geh' . . .“

Und sie ging.

Sie stand gerade in derselben Reihe wie Tuna. Unermüdlich wurde gearbeitet. Tunas Wangen brannten und er schien Angja mit den Blicken zu verschlingen. Er sprach nur wenig mit ihr, dafür aber wogte es in der Brust . . . So oft er später an diesen Tag zurückdachte, durchströmte seinen Körper ein himmlisches Gefühl . . ., ein Gefühl, das ihm Kraft und neues Leben gab und bei dem ihm auch der größte Mensch wie ein schuldloses Lamm erschien.

Anders war es in Angjas Seele.

Sie war fest überzeugt, daß, wie lieb ihr Tuna auch sei — für sie hieraus nur Spott und Schande entstehen könne, denn sie war doch ein unansehnliches, armes Mädchen und er aus reichem Hause. Er, Kojas einziger Sohn — jenes stolzen Koja, der oft also sprechend durch das Dorf ging:

„Wer seid ihr — he?! Wer kann sich mit mir messen — he?! Der ward nicht geboren, nein, nimmermehr . . . Koja, der reiche Mann . . . ja, so ists und bleibts . . . bleibts für immer — —“

Gegen Mittag hinterbrachte man den alten Koja, daß es scheine, als ob sein Tuna Angja gerne sehe und mit ihr liebäugle.

Merkwürdigerweise aber lachte Koja Kowačević nur spöttisch auf.

„Ha — ha — ha . . . er ist doch ein junger

Bursch. Er wird wohl nicht Franziskaner werden er soll nur, ist ja ein Mann!“

Als er aber ernster darüber nachdachte, zog er die Stirne kraus.

„Was, diese Bettlerin, sie — — und mein Tuna . . .“ und er stieß ein paar Flüche durch die Zähne hervor, und wären nicht einige ruhiger Denkende um ihn gewesen, hätte er Angja sofort davongejagt.

„Jede andere, nur sie nicht! . . .“

Von alledem wußte Angja nichts.

Auch dann nicht, als ihr Tuna zum Abschied unter dem schon sternebesäten Himmel mit der kräftigen Rechten die feste Hand drückte.

„Angja — glaube mir — bei dem Andenken an meine Mutter . . .“ und seine Stimme zitterte, indem er immer wieder warm dieselben Worte wiederholte: „Angja . . ., sei mir gut . . . Angja, ich schwöre dir . . ., du wirst sehen, ich bleib’ dir treu! Angja . . .“

Sie, an ihren Entschluß denkend, wehrte ihm entschieden, ihr Herz jedoch . . .

III.

Es war gegen zehn Uhr, als Tuna endlich nach Hause kam. Die Tagelöhner waren schon längst auseinander und die Hausgenossen in ihre Kammern gegangen. Der alte Koja hatte den Sohn erwartet.

„So . . ., jetzt erst?!“

Tuna grüßte und zögerte einen Moment an der Schwelle. Als er fühlte, wie ihn der Vater scharf ansah, trat er entschlossen ein.

Koja hob nur den Kopf und stützte den Arm auf den Tisch.

„Vater . . ., ich . . .“

„Nun?! Wa—as?! . . .“

„Ich kann nicht mehr — —“

„Und was kannst du nicht mehr?! . . .“

Tuna schwieg einen Moment, dann errötete er bis über die Ohren.

„Geben Sie mir Angja . . .“ sprach er ohne Umschweife, entschieden.

„Ich kann und will nicht mehr — —“

„Was?! . . . Du — und . . .?!“

Koja erhob sich. — „Wer ist der Herr in diesem Hause, wer? Wenn ich ein für alle Male — bumm . . .“ Koja schlug mit der Faust auf den Tisch — „sage nein — dann muß es so sein. Diese Bettlerin kommt mir nicht ins Haus, so lange mein Kopf auf den Schultern sitzt. Nie, geschehe, was da wolle . . .“

Und an Tuna herantretend, klopfte er ihm mit dem gekrümmten Zeigefinger an die Stirne: „Nie, hörst du, mein Junge? Schlage dir diese Dirne aus dem Kopfe oder ich komm’ anders. — Du bist nicht nur ein Bauernbursche, sondern eines reichen Mannes Sohn . . . eines reichen Mannes!“

Tuna sagte nichts, sondern nahm den Hut um zu gehen.

„Halt’, nichts da . . . , wart’ noch ein bischen! Ja . . . siehst du . . . , wenn du wolltest, würde ich — sei gescheidt, du bist doch kein Kind! — ich würde für dich um die Barica Mikić anhalten. Es ist ein ansehnliches Mädchen . . . , hat Geld und Gut . . . , das Haus ist voll und die Familie anständig. Also, Tuna, nun sag’ mir ehrlich, daß du willst! . . .“

Tuna starrte auf die Eichenbalken der Zimmerwölbung und durch einen Tränenschleier sah er Angjas reizendes Gesichtchen.

„Nun? . . .“ frug der Vater ungeduldig.

Tuna fuhr zusammen.

„Ich will nichts.“

„Wieso nichts? Wieso, — he?! . . . Bist du verrückt, von Sinnen — was denn? — und Koja fuhr auf. Was willst du denn — was?!“

Und während der Alte immer lauter wetterte, faßte Tuna nach der Türe und schlüpfte hinaus.

Kopflos irrte er umher. Es war ihm als risse oder bräche etwas in der Brust. Er hielt erst an der Holzbrücke, die von der Dampfmaschine über die, an dieser Stelle tiefe Karašica führte. Da wälzte sich die Karašica lässig wie Oel dahin und verschlang gierig den schwachen Abglanz des goldenen Sternenschimmers.

„Angja . . ., Angja . . .“, rief er schmerzlich und lehnte sich leidverloren an das Brückengeländer. Aber plötzlich schrak er auf. Wie von Sinnen sprang er empor. Mit zitternden Händen rieb er sich die getrübten Augen und fast wäre er von der Brücke gefallen.

„Ja, Angja — du bist es — du . . .“ wehklagte der unglückliche Tuna, als er die aus dem Wasser emporgestreckten Hände seiner Angja gewahrte.

„Du rufst mich in deine Arme, meine Angja . . ., Ich komme . . .

Trübe klang der letzte Seufzer des Ertrinkenden durch die nächtliche Stille, die Wellen des tiefen Wassers erzitterten und flüsterten bis spät in die Nacht ein Märchen aufopfernder Liebe.







Ein Kind der Natur.

Mit schmutzigem Gesicht und schmutzigen Händen, nur in ein langes, rauhes Leinenhemd gekleidet, das ganz mit allerlei dunklen Flecken geflickt war — so lief er, bloßköpfig und bloßfüßig, von Haus zu Haus. Die vollen Wänglein waren frisch und rot und an die dunkle Haut heftete sich immer mehr und mehr der gelbe, lehmige Straßenstaub. Es war ein übermütiger Junge, dieser kleine zerlumppte, geschwätzige Dorfschmarotzer

„Du bist ein kleiner Bengel, unser lieber, kleiner Nichtsnutz“

Das bin ich nicht Oh — nein,“ sprach er langgedehnt mit seinem scharfen, dünnen Stimmchen und fuchtelte dabei mit den dicken Händchen. „Ich bin Kuzma ja; des verstorbenen Sajo und Genas Sohn jawohl“

„Ja, wenn du so klug bist, so bekommst du Backobst. Da hast du.“

Und so ging er von Haus zu Haus. Wenn es dunkel ward, so schlief er ein, wo er gerade war.

Was brauchte er denn auch? Nur wenig — nur ein Fleckchen Erde. Das Stroh raufte er sich schon selbst aus dem Schober. Im Sommer ging es ihm besonders gut. Da gabs Obst auf der Gasse. — Zu essen hatte er genug und eine Schlafstätte

fand sich leicht. Im Herbst umkreiste er des Pfarrers Nußbaum, dessen Aeste über den Zaun und den Graben niederhingen. Ganze Tage lang sammelte er da Nüsse, warf mitunter eine Scholle empor, um einige herunterzuholen, dann tat er sie alle in sein Hemdchen (wie in eine Schürze) und gab sie dem, der ihm dafür ein Stückchen Mehlspeise oder Kuchen reichte; das ganze Hemdchen voll.

Um sich nicht allzusehr zu langweilen, lief er im Sommer in der Karašica umher, trieb die Gänse des Dorfes vor sich her und nach einem Regen setzte er sich vor irgend welchen Graben — und formte aus der nassen Erde Kuchen oder Semmeln —, was ein besonderer Genuß für ihn war.

„Gib mir für die Nüsse ein Stück Kuchen, weißt du, so groß wie ein Apfel, oben schön gebräunt und unten flach wie die Hand, aber aus Mehl. So einen Kuchen gib du mir. Den esse ich dann auch ohne Brot“

Im Winter ging es ihm schlechter. Draußen kalt, kotig naß. Die Karašica zugefroren, keine Wege und er barfuß. Kuzma war zwar nicht aus Zucker, daß er in dem Wasser zerschmolzen wäre, aber wenn man nichts an hat als ein zerrissenes Hemd — da hört das Heldentum auf. Hätte er doch in die Schule dürfen. Dort wars schön warm und er träumte ohnehin immer davon, wie er dort am liebsten wohnen würde. Er war zwar noch nie darin gewesen, aber durch die Fenster hatte er hinein gelugt, indem er emporkletterte und sah nur, daß viel Allerlei an der Wand hing und das Zimmer voll langer Bänke war.

Wie könnte ich dort spielen und mit den Kindern umhertollen. Mit dem Mató, der mir immer den Vater flucht, mit jenem schlechten Kerl, den Jurica, der mir nie ein Stückchen Brot oder sonst etwas gibt. Und dann der Zigeuner, der Sandor. Oh — den würde ich über alle hundert Bänke jagen er glaubte es müsse in der Schule wenigstens

hundert Bänke geben, da die Kinder aus fünf Dörfern dahin gingen, die Mädchen und die Knaben). Ja, das täte ich, meiner Seele, ja. Den werd' ich schon einmal am Kragen packen wart, du Zigeuner

*

Aus dem kleinen Kuzma war ein schöner Schulknabe geworden.

Zur Einschreibung kam er allein, freilich in einem längeren Hemde.

„Da bin auch ich, Kuzma, der Sohn des verstorbenen Sajo und Ich hab zwar keinen Heller für Tafel oder Bleistift . . . doch das will ich dir abarbeiten . . . ist's dir recht?“

Jetzt lebte er auf. Der Lehrer war ein alter Mann, mit krummem Rücken und schwarzen Augengläsern über der Nase. Er war nicht verheiratet (es hatte ihn wohl keine gemocht) und erfüllte den Lehrerberuf, nachdem er die Lehrjahre eines Opankenmachers zurückgelegt, noch aus der seligen Zeit (so vor vierzig oder vielleicht auch noch weniger Jahren) als die Bezahlung bestand: aus zwölf Silberzwanzigern jährlich und einem Paar Stiefeln, mit faltigen, glänzenden Röhren . . . ja, und was die Leute sonst noch manchmal zum Geschenke brachten.

Kuzma trat schon den ersten Tag unter die besten Schüler. Er lernte — wie die übrigen Kinder auch — gar nichts, aber wenn es Not tat dem Lehrer den Herd zu heizen, Erdäpfel zu schälen, die Pfeife zu bringen oder die kotigen Stiefel abzuwaschen, ferner den Lampendocht in das zerlassene Fett zu tauchen, — oh, da war Kuzma geschickt. Im Winter blieb er über die Mittagszeit in der Schule und teilte, das heißt empfing von den anderen gekochte Eier, fest gekochten Fisolenbrei, den sie mit der „Skloca“ (dem Taschenfeitel) zerschnitten, manchmal auch ein Stückchen Backwerk und die Nacht über schlief er auf einer Schulbank.

Hatte er die Aufsicht, so schlug er gewöhnlich windelweich erst den Sandor, dann den Mato, dann den Jurica

In der dritten Klasse konnte es der Lehrer mit Kuzma nicht mehr aushalten.

Er schlug den Herren Dorfgemeinderäten seine Ausschließung aus der Schule vor, und zwar deshalb, weil er Mikica, den Sohn des Gemeindevorstandes, mit den Nägeln das Gesicht und die Hände zerkratzt und so dem holden Liebling des Vorstandes lebensgefährlich wurde, der nota bene in der Schule auch dasselbe sein wollte, was sein Vater in der Gemeinde war.

„Halt, Brüderchen!“

Pif — paf — — schallte es nach links und rechts. Mikica wand sich vor Schmerzen und Kuzma verschwand plötzlich als hätte ihn die Erde verschlungen. Er war nirgends zu finden, nirgends

Anfangs ward im Dorfe viel über Kuzma gesprochen, dann verstummte das Gerede im Haus und auf der Straße.

„Friede seiner Seele, wenn er wo umgekommen und wenn er lebt: mög es ihm wohl ergehen.“

*

Seit ich in dem Dorfe wohne, habe ich die Ehre, eine sehr wichtige Persönlichkeit zu kennen — für mich wenigstens wichtig — den vormittägigen Briefträger.

Es ist dies ein kleines Männchen von beiläufig vierzig Jahren, mit fahlem Gesichte und unter der Nase starren einige fünf — sechs gelbliche Haare empor.

Am Rücken — auf einem festen Riemen hängt die große Ledertasche, die Vetter Zigoša jedesmal, wenn er einen Brief herausgenommen, mit einem Schlüssel verschließt.

Er war in seinem Dienste gewissenhaft, kam stets gegen zwölf, übergab die Post und frug dann:

„Brauchen Sie Marken, Karten, Fleisch, etwas aus der Apotheke oder befiehlt der Herr sonst etwas . . .“

Am 1. November 190... (um die Zeit findet gewöhnlich ein Wechsel im Postdienste statt, wenn sich der betreffende für die Stelle im Dorfe bedankt) kam er ganz gebückt und traurig.

„Hier sind Ihre Sachen . . . und schönsten Dank . . . ich komme heute zum letzten Male . . . den Meinen ist die Bezahlung zu klein . . . (sie beträgt 20 Kronen monatlich und er hat täglich zweimal an 18 Kilometer zu gehen) mir tut es aber dennoch sehr leid.“

*

Den nächsten Tag kam ein anderer. Ein schöner, lebhafter Jüngling von beiläufig 17 Jahren, voll Jugendmut. Ich sprach noch keine Silbe — er aber erwartete mich mit einem Wortschwall. Seine Augen waren voll Lebhaftigkeit, blitzten, brannten und leuchteten dämonisch.

Wir kamen überein, daß er mich auch regelmäßig bedienen werde (obwohl ein Diener für die Tiere und andere Sachen schon vorhanden). So ist es heute noch, nur sind wir nicht allzufreundlich zu einander. Er mir gegenüber wohl, aber ich zu ihm . . . als hätte ich Angst vor ihm und es ist ja auch ganz gut, bei Zeiten auf der Hut zu sein.

— — — — —

Es war vor einigen Tagen. Sonntag . . . vor dem Nachmittagssegen.

In meinen Mantel gewickelt ging ich zur Kirche.

Vor dem Gitter stand Zigoša.

„Nun, wie gehts denn . . .“

Er nickte nur freundlich mit dem Kopfe, indes man sein „Gelobt sei Jesus!“ kaum vernahm. Plötzlich ward er ganz rot und zupfte mich am Mantel.

„Herr! . . . Herr! . . .“

Ich sah es ihm an, daß er mir etwas wichtiges mitzuteilen hatte.

„Herr . . . kommt der Briefträger noch in ihr Haus?“

„Er kommt.“

Das schmetterte ihn nieder. Er hatte keine bejahende Antwort erwartet. Uebrigens störte ihn dies weiter nicht, er murmelte nur lauter und ganz jängstlich:

„Aber dieser hat doch gestern den Zigeuner getötet . . . den Zigeuner Sandor . . . wissen Sie, den in unserer Nachbarschaft. Erst durchstach er ihn . . . und dann . . . sie sagen, er kommt an den Galgen . . . wenn es eben so gewesen. Dann schoß er mit dem Revolver, oder ging der Revolver selbst los . . . die ganze Schulter, und der Zigeuner starb sogleich. Ein verfluchter Kerl, der Kuzma.“

Er wollte noch etwas sagen, aber das Zusammenläuten der Glocken übertönte seine Stimme.

Mit zitternden Händen spielte ich die Orgel an diesem Tage und spielte Moll und Dur falsch durcheinander. Ich war so aufgereggt . . .







Gjuka.

Um die Zeit des Anbaues kam er gewöhnlich im nationalen Rocke, mit dem Hut auf dem Kopfe und bat um Saatkorn. Am Weihnachtsabend pflegte er einen kleinen Braten als Geschenk zu bringen, sonst aber betrat er selten mein Haus. Ich hatte ihn zwar öfter zu einer Plauderstunde gerufen, er ließ sich aber nicht blicken. Nur wenn ich ihm sagen ließ, ich habe mit ihm Wichtiges zu besprechen, kam er sofort geradeaus zu mir.

„Sie sandten um mich . . . nun da bin ich . . . was befehlen Sie?“

Brauchte ich einen Wagen, versprach er schon im vorhinein, mir zu Diensten zu sein.

„Wie sollt' ich denn Ihnen nicht gefällig sein . . . na, freilich, unserem Lehrer. Gjuka wird schon . . .“

„Aber bestimmt!“

„Bestimmt . . .“

„Um fünf Uhr möchte ich aufbrechen.“

„Um fünf Uhr. Ihr Wunsch, — für mich ein Befehl . . . Um fünf Uhr.“ —

Der Tag brach an. Ich bereitete einen guten Tropfen, zog mich an und wartete. Es schlug fünf Uhr. Ich öffnete das Tor und sah ungeduldig nach Gjuka aus . . . Der Wagen war noch nicht da und nirgend's auch nur die Spur desselben. Es war

schon halb sechs vorbei und Gjuka kam noch nicht. Da, gegen sieben — kam Gjuka, ober ohne Wagen.

„Oh, weh, Herr . . ., oh, weh — —“

„Was gibt's, Gjuka, was ist geschehen?“

„Ein Elend Herr, ein Elend . . . Da fällt mir morgens, als ich die Pferde anspanne, ein, daß wir über Steinpflaster fahren müssen und die Pferde sind nicht beschlagen; ich lief von Schmied zu Schmied, aber keiner will auf Borg und ich hab' kein Geld . . . Nun, sehen Sie, Herr . . . ein Elend. Aber wenn Sie mir einen Gulden gäben, so täte es der Geselle; sofort fahren wir, und zwar wie der heilige Elias . . . Wollen Sie — was? . . .“

Was sollte ich denn anderes als zustimmen, obwohl ich um diesen Preis auch zwei Wagen hätte bekommen können, ohne jegliches Bitten.

*

Und trinken konnte Gjuka, trinken, „wie ein Bürstenbinder“. Er brauchte nicht viel, so wackelte er daher wie ein zerfallenes Rad. Die Klügeren im Dorfe rieten ihm: „Nicht so, sei klug . . . Trinke — aber trinke mäßig. Wenn du siehst, daß du genug hast, so höre auf, schon deine Gesundheit . . .“ Aber Gjuka schnalzte nur mit der Zunge, als schlürfe er Schnaps und fluchte: „Zum Teufel . . . was wißt denn ihr, wann ich genug habe . . . Ha—ha—ha . . . Zum Teufel . . .“

*

Es kam auch der Monat Juli, die Ernte war so reichlich, als man es nur wünschen konnte. Die Speicher wurden voll und mein Halbbauer Gjuka rief mich, ich solle die Frucht teilen kommen. Damals waren seine Tage schon gezählt. Nämlich von einem Markte heimkehrend, wandte er sich von der Fahrstraße zu plötzlich einem Feldwege zu, der Wagen neigte sich zur Seite und, ange-trunken, wie er war, fiel er heraus, und blieb bewußtlos unter den Pferden liegen. Die Leute

liefen zusammen, setzten ihn auf den Wagen und brachten ihn heim.

Man ließ ihm alle Pflege angeheihen und nach einigen Tagen wurde es ihm besser, aber er zog sich kaum.

Ich kam zu ihm und wir teilten die Frucht. Die Hälfte mir, die Hälfte ihm und außerdem mußte ich ihm noch zwei Metzen mehr geben für das geliehene Saatkorn. Alles das brachten wir in Ordnung. Nun wollte ich meine Frucht sogleich verkaufen, solange sie hoch im Preise stand, hatte jedoch keinen Wagen und Gjuka wollte nicht um die Welt fahren.

„Ich kann nicht, Sie sehen ja . . . ich bin ganz weg, mein Leben ist keine Pfeife Tabak wert —“

Aergerlich, woher einen Wagen? Und verkaufen mußte ich, da die Frucht im Preise stand und man brauchte auch Geld . . .

„Nun denn, Gjuka, tun Sie mir den Gefallen. Ich gebe Ihnen einen halben Metzen dafür.“

Er aber — oh! hättet ihr ihn gesehen! — ward ganz erregt, erbozt; stellte sich vor mich und riß die Augen auf.

„Was, ich? . . . Und von Ihnen . . . unserem Lehrer . . . Nein, das gibt's nicht! . . .“ und sich zur Seite wendend, als suche er jemanden, rief er: „Toma, Toma — schnell! . . . Spann' an . . . ich möchte des Lehrers Frucht zur Mühle führen . . . Toma — hörst du — — —“

Als wir an achtzehn volle Säcke aufgeladen, fiel is mir ein, wo denn ich sitzen werde. Für einen Sitz gab es keinen Raum und mich nur so auf die Säcke setzen, wollte ich nicht. Man kannte mich in der Stadt und — aufrichtig gestanden — es genierte mich . . .

Aber mein Gjuka saß schon auf einem Sacke und fragte mich: „Nun — fahren wir?! . . .“

„Fahren wir!“ und mir blieb nichts übrig, ich setzte mich auch neben ihm auf einen Sack. Wie es mir zu Mute war, könnt ihr denken. Und

dieses Herumstoßen, von links nach rechts
Aber ich dachte an das Wort: Dem geschenkten
Gaul, schau' nicht ins Maul . . .

Ich verkaufte gut, steckte die Banknoten in
die Tasche und wollte heim. Als aber Gjuka hörte,
daß die Frucht hoch im Preise, bemerkte er, auch
er habe im Wagen unter dem Heu bei vier Säcke
Frucht.

Gjuka klügelte also: Ich nehme sie mit, ohne
daß er es weiß und ist der Preis niedrig, ver-
kaufe ich nicht; ist der Preis gut, sage ich es ihm
und verkaufe.

So war es auch.

Auf der Heimfahrt wehklagte mein Gjuka,
daß er nicht mehr seiner Frucht mitgenommen,
da der Preis so gut, denn wer weiß, ob er bis
morgen nicht wieder sinkt und ärgerlich schwang
er die Peitsche so, daß die Pferde schneller an-
zogen. Drn . . . drn . . . drn . . . ging es den Weg
entlang und wenn wir in ein Loch oder ein tiefes
Geleise kamen, wurden wir beide im Wagen um-
geworfen und bis in die Seele durchgerüttelt. Aber
ich tröstete mich: es ist ja eine Gefälligkeit . . .
dem geschenkten Gaul . . .

Wir waren wieder in das Dorf zurückgekom-
men. Ich hatte ganz vergessen, wie tüchtig er mich
durchgerüttelt und belobte ihn:

„Schönen Dank, Gjuka, für Ihre Gefälligkeit;
doch“ — frug ich so gewohnheitsgemäß — „was
bin ich schuldig?“

„Was Sie mir geben wollen!“ sagte er schnell,
ganz gegen meine Erwartung.

Ich war überrascht. Als ich ihm vor der
Fahrt einen Lohn geboten, wurde er faßt grob
und seht ihn jetzt . . .

Indessen preßte ich die Zähne aufeinander,
griff in die Tasche und reichte ihm eine Krone.

„Oh, nein . . . , nicht so . . . , nicht so . . . Oh, nein . . .“

„Nun, da haben Sie noch eine,“ und um zu zeigen, daß ich mich ärgere, sprang ich vom Wagen herunter. Er aber mir nach und begann sanft und schmeichelnd:

„Herr . . . , verzeihen Sie . . . Sie wissen: Die Zeiten sind so . . . Der Bruder kann dem Bruder nichts umsonst tun . . . Die Zeiten sind so . . .“ und sich tief verneigend sprang er wie ein Hase davon und trieb mit seinen Pferden nach Hause.

Als ich ihn das nächste Mal traf, meinte ich scherzend:

„Gjuka!“

„Nun?“

„Wollen Sie mich in die Stadt führen, ich habe dort zu tun?“

„Ob ich will . . . wie sollt' ich denn nicht, Sie unseren Lehrer . . . freilich, so wahr mir . . .“

„Und für wie viel?“

„Was? — Was? — Ich? . . . Und von Ihnen . . . zum Kuckuck . . .“ und er begann wieder sein „Wie würde er von mir für irgend etwas Lohn annehmen, er, Sjuka — —“

Drei Monate später — es war gerade Samstag — sandte Gjuka um mich, ich möge kommen, damit wir des Saatkorns wegen verhandelten. Es sei Zeit zum Anbau, er aber wäre zu schwach, um zu mir kommen zu können.

Gegen neun war es, als ich die große Kirchenglocke läuten hörte . . . bim-bam, bim-bam, bim . . . jemand war gestorben. Und dreimaliges Absetzen — es muß ein erwachsener Mann sein und ich lenkte meine Schritte der kleinen Hütte zu.

Gjuka war gestorben.

„Gjuka?!“ Ich war ganz verblüfft, wollte es gar nicht glauben. Unwillkürlich dachte ich unserer letzten Begegnung und es tat mir zu Tränen leid.

... Auf einem langen Tische lag Gjuka, steif und kalt. Derselbe Gjuka, mit jenem Lächeln auf dem Antlitz, als wollte er sagen: Freilich will ich ... wie sollt' ich denn nicht ... unseren Lehrer ... sofort ... Tomo, hörst du ..., spann' an!

Von seinem Weibe erfuhr ich, daß ihn der Schlag gerührt hatte.







Drei Bilder.

Der Morgen, ein Herbstmorgen, dämmerte über dem kotigen slawonischen Dörfchen und der erste Tagesschimmer — wie jene ersten trügerischen Hoffnungsstrahlen, die in verzweifeltm Herzen Wohlgefühl und Behagen erwecken — der erste Tagesschimmer drang auch in die verrauchte Küche.

Swježa, die nun in der Küche an der Reihe war, hatte die Ärmel aufgestreift, die Zipfel des weißen Tuches über den Kopf geworfen und die Röcke bis zu den Knien hinaufgebunden. Flinker als sonst, fachte sie die Spähne unter dem Dreifuß an und stellte Wasser ans Feuer. Die anderen schlummerten noch in ihren Kammern oder dehnten sich faul und gähnten verschlafen.

Swježa jedoch beeilte sich, Ordnung zu schaffen, nebenher kleidete und putzte sie sich festlich.

„... tru — tru — tru — u...“

„A — ha...“ brummte irgend eine barsche Stimme und rief zugleich: „Swježa...“

Und Swježa, ohne zu fragen oder Antwort zu erwarten, faßte mit der rechten Hand ihre Röcke zusammen, zog die Schnur an der Türe, öffnete das Tor und ließ die Rinder aus dem Stalle zu dem Kuhhirten auf die Gasse.

Da knarrte eine Türe und der Hausälteste trat an den Herd.

„Nun . . . du hast dich aufgeputzt . . .?“

„Weißt du, lieber Vater . . ., ich möchte gerne . . ., daß auch du . . .“

„Aha — aha . . .“, und der Alte nickte nur mit dem Kopfe und starrte in's Feuer, ohne sich auch nur zu regen.

Swježa nahm die Schürze in die Hand und wollte etwas sagen, aber etwas wie Angst oder Unentschlossenheit hinderte sie am Reden und sie begann die Enden ihres Gewandes zwischen den Fingern zu drehen. Sie ward ganz rot und ihre schwarzen, lebhaften Augen erglänzten, indeß ein schwaches Lächeln die Lippen umspielte. Sie sprach langsam und unsicher.

„Ich bitte dich . . ., spann' an . . ., ich möchte zu Šimeta . . . Ich habe ihn schon so lange nicht gesehen . . ., seit damals zu Georgi . . .“

Das Feuer am Herde brannte hell und dieses Knistern unterbrach immer wieder die trübe Stille. Außen im Hofe hörte man Rufe, Scheltworte, Gepolter mit Werkzeugen und Vorbereitungen zur Arbeit, dann das Piepsen des hungrigen Geflügels, das Knarren und Zuschlagen der Kammertüren.

Bald war die ganze Hausgenossenschaft auf.

Am stärksten und lautesten erscholl die schrille, scharfe Stimme eines tauben alten Weibes, das vom Morgen bis zum Abend Befehle erteilte, in der Meinung, die anderen wären auch taub.

Die Alte kam auch in die Küche.

„Wohin denn, gnädige Frau — he?! Wohin denn . . . und wessen Reihe ist es dann in der Küche zu sein und wer wird denn . . . du mein Gott, diese Jugend von heute, will sich nur aufputzen und dem Liebsten schön tun oder Feiertag machen . . .“

Swježa beachtete diese Reden gar nicht und der Hausherr auch nicht, der seine Pfeife hervorzog und mit einem verrosteten Nagel in dem ver-

trockneten Tabake herumstocherte, dann die Pfeife umkehrte und ausleerte.

„Sieh' Vater . . . ich bitte dich . . .“ und Swježas zitternde Stimme verstummte, die Augen füllten sich mit Tränen.

„Was ist das wieder? Was denn? Und . . . Schweig' Alte!“ fuhr der Hausherr auf, der bisher nachdenklich und gebückt dasaß.

„Schweig' Alte, das geht dich nichts an,“ sagte er laut, dann fügte er leiser hinzu: „Und du Swježa . . . dein Wunsch soll erfüllt werden. Freilich man sollte für Wicke überackern, so lange es noch schön ist, dann aber könnte der Weg schlecht werden und wir könnten kaum mehr nach Essek zu Simata kommen. Ich gehe meine Vorbereitungen zu treffen und du sieh' zu, daß du etwas findest zum mitnehmen, wir wollen dann je früher aufbrechen. Wohlan . . .“ und er ging hinaus. Als er schon auf dem Hofe war, wiederholte er noch einmal die letzten Worte und schüttelte den Kopf: „Der Weg könnte schlecht werden, aber man müßte auch überackern, so lange das Wetter schön ist . . .“

II.

Mittag . . . In der Luft schwebten die lästigen, feinen Fäden des Altweibersommers, verfangen sich an den Zweigen, rissen wieder und zogen lässig weiter — immer weiter.

Auf dem ausgefahrenen Geleise des Feldweges polterte der Wagen über die tiefen Furchen. In der Ferne sah man den Turm der neuen Esseker Kirche. Der Alte saß unbeweglich, zog die Zügel an und schwieg. Am Rücksitze saß Swježa. Von dem vielen Schütteln müde, spreizte und reckte sie die Hände, voll Ungeduld, daß die Fahrt endlich aufhöre und sie zu ihrem Simata komme; es war ihr schwer, ihn nicht bei sich zu haben. Denn so war sie ganz der Willkür der Hausgenossen ausgesetzt, die sie täglich anfielen und belästigten und

ihr Verstellung vorwarfen . . . , dann wieder die Arbeit und eine stete heimliche Furcht, es könnte jemand in ihre Kammer einbrechen. Hundert solcher Gedanken zogen ihr durch den Sinn.

„Alles das will ich ihm sagen, damit er wisse, wie es mir zu Mute ist . . .“

So kamen sie in die Festung zur Kaserne. Viele Soldaten gingen da aus und ein, Schale und Löffel in der Hand und lächelten und blinzelten Swježa verschmitzt zu, sie aber und der Alte traten mitten unter die Soldaten um Simata zu suchen.

III.

Sie traten den Heimweg an . . . Der Alte zufrieden, daß er diesen langen Weg für einige Monate hinter sich hatte, und Swježa auf ihrem Sitze rief sich jedes seiner Worte, seine ganze Erscheinung im Geiste zurück, ganz erfüllt von süßer Erregung.

„Aber, das ist nichts . . . gar nichts. Ich war in Essek, um mich mit ihm auszusprechen und endlich und schließlich sagte ich ihm doch gar nichts . . .“

„Und auch er schien verwirrt, schweigsam, wie verwandelt . . .“

„Das muß so sein . . .“ brummte der Alte. „Er ist in Kaisers Diensten. Siehst du, er hat schon zwei Sterne und als Gefreiter darf er nicht geschwätzig sein wie ein altes Weib . . . Wenn du ihn nur gesehen hast, jetzt ist wenigstens Ruhe. Ich weiß, wie das ist . . . auch ich war Soldat . . . und was für einer.“

Der Wagen rüttelte fortwährend und die Ketten am Schragen klirrten und schlugen übermütig an die Leitern.

„Wenn ich ihn nur gesehen habe und er mich liebt . . . und wenn ihm nur nichts fehlt . . . und wenn . . .“ wie beruhigt richtete sich Swježa auf dem Strohsitze zurecht. Der knisterte und

knisterte, indes der Wagen hurtig weiter eilte, so daß alle Kettchen klirrten . . .

Epilog.

Die Dämmerung kam und schon sank leise die Nacht hernieder, der Wagen entfernte sich immer mehr und in den schönen grünen Glacisanlagen Esseks ward es in jedem Winkel lebendig.

Zweie sitzen auf einer Bank und schwatzen lustig.

„Wissen Sie, Fräulein, ich bin glücklich . . .“
da pfiff der Wind — Fiju — u —

Immer tiefer sank die Nacht. Und die erste Stimme sprach immer wärmer, immer schöner, immer süßer, immer süßer . . .

„Und wissen Sie, Fräulein . . .“

„Aber Simata, aber —“ und ein Aufschrei aus Frauenmund unterbrach die träumerische Stille.

Immer weiter breitete sich die stille, sternenhelle Herbstnacht aus . . ., überstrahlt vom Schimmer des Neumondes.







Soja.

I.

So genau, als wär's gestern gewesen, erinnerte er sich des Tages: Sommer war es, heißer Sommer, der auch sein niederes, kleines Häuschen durchflutete.

Die Sonne brannte, als müsse das Glas an den Fenstern vor Glut zerspringen.

Und es war doch erst neun Uhr morgens . . . neun Uhr und eine solche Schwüle. Diese lichten Sonnenstrahlen, welche die erglühte Luft durchzitterten, drangen auch durch sein trübes Fensterchen, breiteten sich über die Pölster und die großen Federbetten und schimmerten . . . schimmerten . . . Du, mein Gott! — wie flüssiges Gold. Gerade so.

Da schlug es vom Kirchturme halb zehn und Tuna Tanadjija begann voll Ungeduld umherzuschreiten . . . wie auf Nadeln.

Draußen wurden Türen zugeschlagen.

Ein Huschen und Flüstern beunruhigte ihn nur noch mehr und er wollte dieser Ungewißheit schon ein Ende machen, aber — —

„Mä — mä — mä — ä ä ä . . .“

„Aha — also ist es angekommen . . .“ und er ward bis über die Ohren rot.

„Also ist es angekommen . . .“ sprach er einige Male sichtlich selbstzufrieden vor sich hin. „Doch was ist es?“

„Ein Sohn“ — wie er letztere Zeit immer dachte — „oder, nein, nein . . . oder ein — Mädchen?“

Dabei spitzte er den Mund und harrte ungeduldig, daß man ihn schon einmal rufe und sei es, was es sei, nur wissen wollte er es.

Noch einen halben Tag so zu leben — hole der Teufel alles . . .

Das erste Kind oder wie er kurz zu sagen pflegte: „Die erste Sorge.“

Tuna hörte, wie es anfangs nur weinte und schrie, daß die Wände der Kammer erbeben. Man muß es eben ein bischen wiegen, wenn man Ruhe haben will. „He — he — he . . .“

Es ist auch keine Kleinigkeit, Vater zu sein, und wenn es dann größer wird — so ein und ein halbes Jahr alt — und zu plaudern beginnt: „Vater, Vater . . .“ und immer wieder: „Vater“ welche Seligkeit! He — he — he . . .

„Tunica, Tunica Tanadjija!“

„He—e? Was? Was gibt's?“

Und die alte Draga zog, kaum daß sie durch das Fensterchen geblickt, wieder den Kopf zurück und hinkte in die Kammer.

„Tunica, Tunica Tanadjija! . . .“ rief sie mit schriller Stimme. „Komm schnell . . . komm und schau . . . Tuni—ca . . .“

Als er eintrat, hieß es — wie scherzend:

„Ja, sieh nur . . . du hast ein Töchterchen bekommen . . . gerade ein Töchterchen.“

Tuna stand da in leichter Verwirrung. Er dachte in dem Augenblicke nichts, er sah nur, wie sich in der Wiege etwas bewegte, rot wie ein gekochter Krebs und die Kammer widerhallte von Schreien und Weinen . . . es schrie, schrie, schrie.

II.

Die kleine Soja wuchs wie Unkraut und als Tuna nach der Militärdienstzeit wieder heimkam, war sie immer nur um ihn: „Vater, Vater, Vater.“

Er gewahrte es gar nicht, wie das Mädchen immer größer, schöner, stärker wurde und er wohl von der schweren Arbeit und den späten Jahren langsam alterte.

Kinder kamen keine mehr. Dies tat ihm anfangs leid.

„Schau, Tuna . . ., ich habe einen Sohn bekommen, Mitra, ein kerngesunder Bub ist es.“

Oder:

„Boja Tanadjija, ich muß prahlen . . . ich muß. Meine Nana hat das dritte Kind . . . und denke nur: wieder einen Sohn — welche Freude. Noch neun solche — und ein Patengeschenk des Kaisers ist mir sicher . . . Bei Gott — ganz sicher.“

Es kam der Herbst . . . Sojas sechzehnter Herbst. Die Mädchen im Dorfe erglühten voll Lebenslust.

Und das warme Blut, das in diesen Jahren die roten Lippen und die zarten Aederchen des milchweißen Gesichtchens durchströmte — wurde noch dunkler und heißer.

Und wenn der Samstag kam, wo, nach altem Brauche, vor der Kirche gekehrt werden mußte, entstand ein Höllenlärm. Kein Bursche getraute sich hinzu, um zu liebäugeln . . . kein einziger. Nur Soja kehrte stille am Zaune und wenn sie fertig war, ging sie geraden Weges heim.

„Aber Soja, was fehlt dir denn, warum so stille?“

Und sie, um zu zeigen, daß ihr nichts fehle, sagte nur leichthin:

„Lass' doch . . . es ist nichts . . . weißt du!“

„Vielleicht Niketa . . .“

„Was für Niketa! Nikitza, Nikitza, Nikitza . . . „Weißes Täubchen“ . . . „Liebchen“ . . . nicht wahr, Sojka?! . . .“

Sie geriet in Verlegenheit und eilte heim.

Auch Tuna gewahrte dies und hatte er auch schon seine sechsunddreißig Jahre — so ein müder

Greis war er noch nicht, daß er in Liebesangelegenheiten nicht mehr Bescheid wußte.

Sonntag nach der Vesper wurde sie noch stiller. Die anderen Mädchen gingen zum Tanz, zum Plausch, ins Freie, sie aber eilte heim . . .

„Vater . . . Vater, schnell . . . sie kommen . . . sie kommen . . .“

Und siehe — wirklich — sie kommen: der alte Damjan und sein Weib Aga, im Festgewande. In ein Tüchlein eingewickelt tragen sie etwas daher und sind blasser als gewöhnlich. Als Tuna hörte, um was es sich handelte —

„Soja . . . Soja . . . Bringe Brantwein, schnell Soja . . .“ er konnte vor Freude kaum reden.

Und als sie nächsten Sonntag an der Seite ihres Bräutigams, des schönen Nikitza, saß und nur so von der Seite nach ihm hinsah, nach dem Ringe und nach Nikitza, nach der „Schamija“,*) die für sie bereit lag, sobald es zwölf Uhr schlug, dann . . .

Auch jetzt noch wurde es ihm dunkel vor den Augen bei dem Gedanken, er wankte, und um nicht zu fallen, griff er nach einem Balken oder sonst einem Halt in der Nähe.

Es schlug Mitternacht, die letzte Stunde Nikitzas . . . der Schlag hatte ihn getroffen.

Soja war außer sich. Und wären nicht so viele Gäste dagewesen, sie hätte sich sofort in den Brunnen oder in den Bach gestürzt . . .

So war sie nun: weder Frau noch Mädchen.



*) Ein Häubchen, das verheiratete Weiber tragen.





Vor der Vesper.

Hell fielen die Sonnenstrahlen auf diese nasse, durchweichte Straße und es sah gar nicht aus, als wäre dies Schlamm, sondern es schien wie Haufen an Haufen daliegendes undurchsichtiges Glas.

Es erstarb alles in der Stille des Wintertages, dessen tiefe Ruhe nur das eintönige Niederträufeln geschmolzenen Schnees von den zerrissenen Rohrhütten und Strohdächern unterbrach. Eine düstere Stille lag über dem Dorfe . . . Nur selten fuhr ein Wagen daher. Wenn auch einmal einer vorbei kam durch das Dorf, so verlor sich in dem Gepolter das Klappern der wackligen Räder, in dessen die großen Wasser plätscherten und es in den Geleisen zischte und rauschte.

Es schlug gerade ein Viertel auf zwei und der dumpfe Schall lockte zwei Knaben heran. Der erste, kraushaarige, hatte heute weiße Höschen an, welche, so oft er sich neigte, auf allen Seiten platzten.

„Ma—ta—a . . . oh! . . .“ rief er gedehnt seinem Genossen zu, welcher an der Kirchenumzäunung hinschlich. „Ma—ta—a . . .“

Und Mata, bloßfüßig, noch im langen Hemdchen, schwenkte den rechten Arm und lief leichtfüßig dem Friedhofe zu.

„Ich werde läuten . . .“

„Warum nicht gar?“

Da kam ein Dritter hinzu.

„Sei kein Narr; ich werde läuten. Freilich, auch, wer versteht es denn so?“ — und den einen nach der linken, den andern nach der rechten Seite wegstoßend — faßte er nach dem Stricke.

Und als es halb schlug, zog er den Strick an.

„Laßt — laßt mich . . . nein — weg von da . . .“ wehrte er die Angreifer, die ihn am Läuten hinderten. Aber diese kamen wieder. Endlich ward er zornig und schlug mit dem Fusse nach dem Störenfried; dieser fiel durch den unerwarteten Stoß zu Boden und im nächsten Augenblick unterbrach ein Schrei den Klang der Metallglocken — —

— — Bim — bam, bim . . . bam . . .

„Wie geht es Tadaja, wie geht's? . . .“ frug der alte Gjakin, auf dem schmalen Wege stehen bleibend. „Wie geht's, he?“ nickte er voll Wichtigkeit und setzte sich neben Tadaja. Dieser blinzelte nur mit den Augen. Hu, hu . . ., hüstelte trocken und nickte mit dem Kopfe.

„So, so . . ., wie du siehst. Weißt du, das Alter ist da und es ist an der Zeit, seine Sünden zu bereuen. — Herr des Himmels, es ist da . . .“ und wieder stöhnte er auf und hüstelte hohl, daß es schien, als wäre sein Inneres ein leeres Faß . . .

Auch andere Kirchengänger kamen nun heran. Sie waren aus ihren dumpfen Häusern gekrochen und schritten nun, immer einige zusammen, langsam, schwerfällig daher. Während gewöhnlich einer das Wort führte, fiel von den anderen manche bissige Bemerkung dazwischen.

So bemerkte eben einer von ihnen: „Seh't doch . . .“ und er winkte mit dem Auge nach jenem Alten. „Seh't ihn nur, seh't . . . Wie er sich im Gespräche erhitzte . . ., wie sehr. Und den Höcker am Rücken sieht er gar nicht —“

„Was für Höcker, Brugjo, wo denn? Siehst du denn nicht, daß nirgends die Spur eines Höckers, nirgends . . ., aber rein nirgends . . .“

„Geh du, ich bin doch kein Kindskopf, sondern ein altes Haus. Ich meine auch keine Höcker, wie das Kamel jener Komödianten hatte . . . hu, hu . . . Der Höcker: das ist seine schwarze Seele . . . , schwarz, wie die Haut des Teufels Gott verzeih' mir! . . . Und jetzt möchte er sie weiß waschen . . . jetzt. Freilich. Ein Bottich Seifenwasser und eine Fuhre Pferdestriegel brauchte er, um sich rein zu waschen . . . Und die arme Soka brachte nur er unter den Rasen . . . unter den Rasen, als wär's kein Menschenwesen, sondern ein Hund gewesen . . . Eh — eh, so etwas verzeiht selbst Gott nicht! . . . Aber, wird es denn nicht bald das Zweite läuten — wie?!“

Kaum hatte er es ausgesprochen, läutete wieder der Dritte und schob die beiden schwächeren zur Seite.

„Noch ein bischen, noch ein bischen können wir plaudern . . .“

Als Brugjo schwieg, erwähnte ein anderer wieder den Greis, der mit Gjakin sprach.

„Die arme Soka . . . , was ist ein Mensch . . . , heute rot, morgen tot — und er lebt noch und schleicht um die Kirchentüren . . . und das war ein Mädcl wie ein seltener Apfel, nur verrückt, eigensinnig, sonderbar. Für niemanden ein Auge, nur ihren Tadaja und Tadaja . . . Und er, voll Eigennutz. In Sokas Vaterhause gab's alles in Tollem und Vollem. Tadaja aber war arm wie eine Kirchenmaus.“

Und so geschah es. Als der Fasching kam, ging er freien in Sokas Elternhaus. Tags zuvor noch war er bei der verheirateten Gena.

„Was?!“ schrie sie auf, „du willst mich nun lassen und wirst Soka nehmen — was?! . . .“

„Lass das Schreien, es nützt dir nichts . . . hilft dir nichts mehr . . . Du bist doch ein Weib und ich will ein Mädchen —“

„Und ihres Vaters Geldbeutel — he?!“

„Und nicht deine Zunge. Genug.“

„Was?! . . . So kommst du mir nach unserer Ankica und Niko? Du Unglückseliger, mein Unheil du — —“ und an den Herd stürzend faßte sie den Dreifuß und schlug ihren Liebsten auf den Kopf, ins Gesicht — kaum daß er heil davon kam — kaum. Ha — ha — ha!

Die Leute erzählten es Soka. Sie war wohl beleidigt, aber allen zum Trotz ließ sie nicht von Tadaja. Sie war nur etwas blasser geworden aber alles blieb beim alten. Und als sich einst zu ihr sprach: „Soka, noch bist du frei . . . du hast noch Zeit. Beiss' nicht in den sauren Apfel . . . nimm dir einen anderen . . .“ da antwortete sie mir geradeweg: „Was geht es dich an, Brugjo, möge dir die Zunge verdorren, so Gott will! Was drischt du leeres Stroh, wo bleibt dein Verstand — he?! . . .“

Nächsten Sonntag war die Hochzeit, sie hatten auch mich gerufen, und um ihre Angehörigen nicht zu kränken, ging ich. An diesem Tage trank sich ihr Tadaja stockhagelvoll . . ., er fiel in den Kleidern um, und frug gar nicht nach dem jungen Weibe. Um Soka zu beruhigen, sagte man ihr: „es müsse so sein, so ist's bei jeder Hochzeit . . .“ Zwei Tage später bearbeitete er Soka mit der Peitsche, so daß sie zwei Wochen im Bette liegen bleiben mußte. Kaum sechs Wochen später, so um Georgi, schlug er wieder zu, schlug und schlug . . . Sie war ganz blau und getraute sich vor Schande nicht vor die Türe.

„Geh' fort von ihm, lass' dich nicht schlagen, du bist doch kein Hund und kein Sklave . . ., sei klug.“

„Was denkst du denn — was?! . . . Möge dir die Zunge verdorren . . . wo bleibt denn dein Verstand?! . . .“ und sie überschüttete mich mit Schimpfworten. Mir tat es leid . . . Arme Soka . . . Aber sie war eben sonderbar . . . wunderbar. — Als wäre sie damals schon nicht mehr ganz bei klarem Verstande gewesen.

Ihr Tadjaja hatte sie wohl verzaubert, so daß sie nichts gegen ihn vermochte, auch wenn sie es gewollt hätte. Er hatte sie verzaubert! Ein Unglück war's, ein grenzenloses Unglück! Beispiellos auf Erden. Sie wurde bleicher und bleicher und welkte über Nacht dahin . . . starb ohne Priester und ohne Kerze . . . Und er war wieder betrunken. Sie wurde begraben und er lumpte fort; als er jedoch vom Militär zurück kam — war er ein ganz anderer Mensch . . . ganz verwandelt. Er trinkt nicht, raucht nicht, geht nirgends hin — nur in die Kirche . . . Doch das hilft nichts. Der Wurm, der an ihm nagt, wird ihn aufzehren. Ja, Leute, ihr werdet es sehen . . . So etwas verzeiht auch Gott nicht . . . kann es nicht, denn die Welt würde verwildern, freilich, wie ginge das wohl zu . . ., wie denn?

„Der alte Gjakin sprach immer noch mit Tadjaja und so kamen sie auch unversehens in den Betstuhl.

Um so lebhafter ging es bei der weiblichen Jugend her. Lautes Geplauder — eine machte der anderen die „Šamija“*) zurecht, glättete die Falten des Rockes, reinigte die kotigen Schuhe am Rasen und eine betrachtete die andere, welche schöner sei, voller, schlanker im Schlusse und rosiger im Antlitze . . .

Und als es „zusammenlätete“, traten sie in die Kirche. Auch Brugjo und alle anderen schwiegen. — Und indessen Tadjaja in der Kirche nach Jesus Christus starrte, mit bebenden Händen die Perlen des Rosenkranzes aneinander reihte, in zitternder Hoffnungslosigkeit erregt vor sich hinstammelnd immer blasser und blasser wurde, wobei seine Seele wie vor Frost erstarrte, da träufelte es außen von den Häusern und dieses eintönige Geträufel unterbrach die Stille des Dorfes

*) Šamija, ein Kopftuch, das nur verheiratete Frauen tragen.

und mischte sich unter das Brausen der Orgel und die Stimmen der Litanei . . .

Das kahle Gezweig schüttelte die letzten Tropfen ab, erwachte zu neuem Leben. Und die arme Soka dort unter dem Rasen ging alles das nichts an, wußte von alledem nichts . . . aber gar nichts. Sie schlief den ewigen Schlaf. Und um das Seelenheil flehte ein reuiger Sünder.

